

Der Deutsche Metallarbeiter

Wochenschrift des Christlichen Metallarbeiterverbandes Deutschlands

Nummer 23

Duitsburg, den 6. Juni 1931

32. Jahrgang

Die soziale Belastung durch die Landwirtschaftshilfe



Wir brauchen uns nicht gegen den Vorwurf zu wehren, als ob wir etwa landwirtschafts-unfreundlich oder gar feindlich gesonnen wären. Wer die Veröffentlichungen unseres Christlichen Metallarbeiterverbandes nachliest, wird bald finden, daß wir stets auf die enge wirtschaftliche Verflechtung von Metallindustrie und Landwirtschaft hingewiesen haben, daß wir Schutz der Landwirtschaft forderten aus nationalen und wirtschaftlichen Erwägungen und daß wir die Erhaltung eines gesunden Bauerntums als Regenerationsquelle für ein Volk als notwendig ansehen.

Eine gewisse Sicherung der Landwirtschaft ist ebenso notwendig, wie die Osthilfe es aus politischen und volklichen Gründen ist. Diese unsere Stellungnahme ist bekannt. Es soll der deutschen Landwirtschaft im Rahmen des jetzt Möglichen geholfen werden.

Was wir aber heute als Schutz der Landwirtschaft erleben, geht weit über das Tragbare hinaus. Die Landwirtschaft wird heute dadurch gestärkt, daß man den arbeitenden Schichten Lasten auferlegt, die sich je länger desto mehr als untragbar erweisen. Die Schutzzollpolitik für landwirtschaftliche Produkte des letzten Jahres übersteigt das Maß dessen, was man den anderen Schichten zumuten kann. Es ist innerhalb eines und desselben Volkskörpers nicht zu verantworten, wenn man einer Schicht scheffelweise gibt und den anderen an Lebensnotwendigkeiten kürzt. Die „Kölnische Volkszeitung“, der sicherlich kein Mensch eine agrarunfreundliche Tendenz nachsagen kann, kommt sogar zu folgendem Ergebnis: „In keinem anderen Lande der Welt sind auch nur annähernd so einschneidende und weittragende Agrargesetze zugunsten der Landwirtschaft zur Annahme gelangt wie in Deutschland.“

Man brauchte die Agrargesetze nicht einer solchen Kritik zu unterziehen, wenn wir uns in einer Hochkonjunktur, bei viel Arbeit und guten Löhnen befänden. Aber wir haben selbst im Frühling noch über 4 Millionen Arbeitslose, über 5 Millionen Kurzarbeiter, Verdienstminderungen von 15, 20, 30, ja noch mehr Prozent. Jede Zollerhöhung aber auf landwirtschaftliche Produkte bringt weitere Erschwerungen im Arbeiterhaushalt. Und in einer solchen Zeit folgen Zollerhöhungen auf Zollerhöhungen. Die „Deutsche Tageszeitung“ gar bezeichnet diese Zollerhöhungen als eine „Abschlagszahlung“, als einen „ersten Schritt“. Wir wissen nicht, worüber wir uns mehr wundern sollen, über die Unversitorenheit, die wirtschaftspolitische Naivität oder das außerordentlich geringe volksgemeinschaftliche Denken der sogenannten „Grünen Front“ und des Reichslandbundes, soviel aber wissen wir genau, daß die Arbeiterschaft lange eine solche einseitige Wirtschaftspolitik nicht mehr mitmacht.

Heute gilt genau wieder wie bei den Zollerhöhungen vor dreißig Jahren der Satz, den damals unser Verbandsvorsitzender im Verbandsorgan schrieb: „Den Ärmsten die Hilfe zuerst ist oberster christlicher Grundsatz.“

Wir wollen hier nur einmal kurz aufführen, in welchem Maße und in welchem Tempo die Zollerhöhungen auf landwirtschaftliche Produkte erfolgt sind:

Der Roggenzoll ist von 9 RM auf 20 RM erhöht. Im Ausland sanken die Roggenpreise im Vergleich zum Vorjahr bis 45 %. In Deutschland stiegen sie um 12 %. Der deutsche Roggenpreis liegt 250 % über dem Auslandspreis.

Der Weizenzoll stieg von 12 auf 25 RM. Im Ausland sanken die Weizenpreise gegenüber dem Vorjahre um 26 bis 46 %, in Deutschland stiegen sie um 26 %.

Der Gerstenzoll kletterte von 10 RM auf 18 RM. Ausländische Futtergerste sank um 33 %; deutsche Futtergerste stieg gegenüber dem Vorjahre um 27 %.

Der Schweinezoll stieg für lebende Schweine von 18 über 27 RM zu 40 RM und für Schweinefleisch von 32 RM auf 45 RM.

Der Zuckersoll allein ist dreimal so hoch, als der Zucker selbst auf Auslandsmärkten kostet.

Der Butterzoll wurde von 27,50 RM auf 50 RM erhöht. Schieles Vorschlag ging sogar auf 100 RM.

Der Zoll für Speiseerbsen steht auf 20 RM, für Bohnen auf 8 RM und für Linsen (gereinigt) ebenfalls auf 8 RM.

Es ist ausgerechnet worden, daß an öffentlichen Mitteln für die Landwirtschaft durch Zölle, Osthilfe usw. aus steuerzahlenden und Konsumentenschichten fast 4 Milliarden RM. aufgewandt werden.

Eine solche „Sanierung“ einer Schicht in einer solchen Zeit widerspricht nicht nur der Gerechtigkeit, sondern auch der politischen Klugheit. Man kann nicht weite Schichten des Volkes von einer Lohnsenkung in die andere jagen und sie außerdem

Heimat, o Heimat!

Zu unsern Bildern: Süddeutschland

Blindeheim und Schloß Hochstädt sind in der deutschen Geschichte dadurch bekannt, daß hier Prinz Eugen, der „edle Ritter“, und Herzog von Marlborough an der Spitze des kaiserlichen und englischen Heeres, das französisch-bayerische Heer Ludwigs XIV. 1710 schlugen. In Burtenbach liegt noch das Schertlein-Haus. Es gehörte Sebastian Schertlein von Burtenbach, der das Heer der evangelischen deutschen Fürsten im Schmalkaldischen Kriege gegen Kaiser Karl V. um 1540 befehligte. Uralte Maierhöfe, die bald ein Jahrtausend auf den Rücken haben, findet man in diesen Gegenden noch. Gundelfingen, ein liebes, kleines Städtchen am Ries. Sie haben alle noch, diese süddeutschen Städtchen, ihre alten Türme, ihre Mauern. Aber sie sind trotz ihrer scheinbaren Langsamkeit nicht stehen geblieben. In ihnen allen fließt heißes Blut. Sie standen im großen Bauernkrieg von 1525 mit an der Spitze. Sie suchen jetzt durch Industrialisierung den Anschluß an die Zeit nicht zu verpassen.

gegen eine starr werdende Preismauer stoßen, ohne in ihnen ein Gefühl der Verzweiflung aufkommen zu lassen.

Das gilt besonders auch von der Haltung verantwortlicher Stellen in der Brotpreisfrage. Man hat den Eindruck, als ob weder der verantwortliche Minister Schiele, noch die landwirtschaftlichen Kreise, noch die Händler und Bäcker ein Gefühl dafür haben, worum es heute geht. Der Brotpreis ist zum politischen und wirtschaftlichen Streitgegenstand ersten Ranges geworden. Die vom Minister angegebenen Maßnahmen zur Brotpreissenkung sind erstaunlich gering, und man darf wohl die Frage aufwerfen, ob der Herr Minister

sich auch aller Konsequenzen seiner sehr weichen Maßnahmen bewusst ist. Was für die Brotpreisfrage gilt, findet auch seine Anwendung auf die Zollfragen.

Wir möchten der Regierung ebenso eindeutig wie scharf sagen, daß nicht nur weitere Zollerhöhungen einfach nicht mehr tragbar sind, sondern daß die bestehenden Zölle nach Maßgabe der Dringlichkeit abgebaut werden müssen. Man kann Opfermut, Zingabe, Aufopferung für Volk und Land verlangen, aber sie einseitig zu verlangen, ist ungerecht und untragbar.
G. W.

Brotpreise, Zollfrage und Industriebevölkerung

Als im Herbst vorigen Jahres die Arbeitslosigkeit bedrohlich anstchwoll, glaubte die Regierung, durch eine Politik der Preisenkung und Senkung der Gesehungskosten die Krise bannen zu können. Preis- und Lohnabbau sollten systematisch durchgeführt werden mit dem Ziel, die Arbeitslosen wieder in den Produktionsprozeß einzureihen und die Kaufkraft der breiten Schichten durch die gesenkten Preise zum mindesten zu erhalten. Der Lohnabbau ist rigoros durchgeführt worden, die Zahl der Erwerbslosen aber ist weiter bis auf 5 Millionen angeschwollen. Die erwartete Preisenkung aber hat nicht Schritt gehalten. Als Haupthindernis für den Preisabbau ergaben sich die künstlich hochgehaltenen Preise, insbesondere die Auswirkungen der Agrarzollpolitik.

Dergegenwärtigen wir uns die Ursachen der Agrarkrise, die Deutschland in das Dilemma gebracht hat, durch Hochschutzzollpolitik die Lebensmittelpreise hochzuhalten zu derselben Zeit, wo Arbeitslosigkeit, Kurzarbeit und Lohnsenkungen eine Verbilligung der Lebenshaltung unbedingt erforderlich machten. Auf dem Weltmarkt war ein katastrophaler Preissturz für Rohstoffe eingetreten. Die Preise am Ende des Jahres 1930 waren bei den Hauptwelthandelswaren weit unter die Vorkriegspreise gefallen. Es kosteten, um einige Beispiele zu nennen: Kartoffeln (Berlin) 87,8%, Sojfen (Nürnberg) 56%, Kaffee (Hamburg, unverzollt) 73,7%, Kakao (Hamburg, unverzollt) 51,5%, amerikanische Baumwolle (Bremen) 80,3%, Rohseide (Krefeld), 69,5%, Kunstseide (Krefeld) 48%, Rohjute (cif Hamburg) 56,1% der Preise von 1913. Anders ausgedrückt: die Hersteller dieser Rohstoffe erhielten für dieselbe Menge ein Drittel, vielfach die Hälfte weniger als vor dem Kriege und noch vor 18 Monaten. Professor Hirsch, aus dessen Schrift „Die Wirtschaftskrise“ (Verlag: S. Fischer, Berlin 1931) wir diese Angaben entnehmen, schätzt den Ausfall für die Lieferanten der Rohstoffe im Jahre 1930 gegenüber 1929 auf 15–16 Milliarden Goldmark. In einem einzigen Jahre mitten im Frieden verloren sie also an ihre Abnehmer viermal soviel, wie die ganze französische Kriegsentzädigung an Deutschland im Jahre 1871 ausmachte. Die Hauptursache dieses Preissturzes

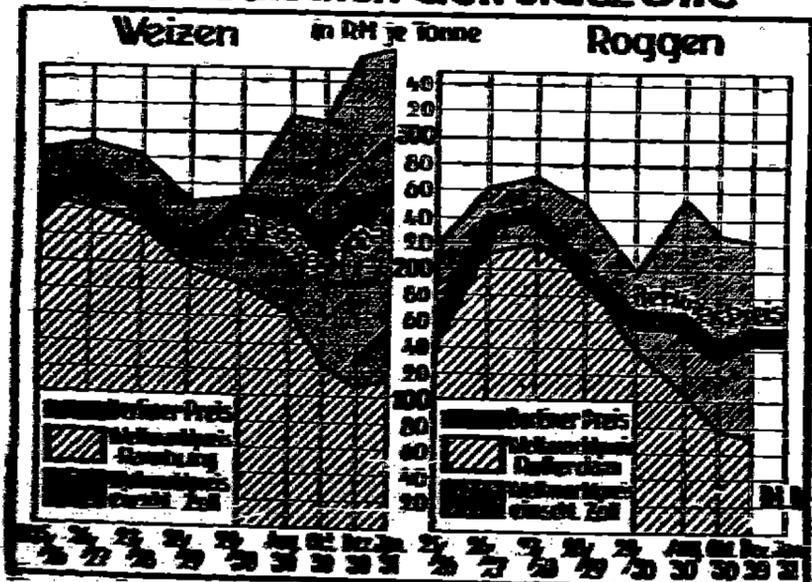
sieht Hirsch einerseits in der Leistungssteigerung von der Warenseite her und andererseits in der Falschlenkung der Preise. Die Chemisierung, die Sortenwahl und die Maschinisierung der Landwirtschaft hätten zu einer gewaltigen Steigerung der Produktion und der Vorräte in der Welt geführt, ein Sinken der Preise wurde aber in allen Ländern durch künstliche Eingriffe verhindert. Das geschah durch die sogenannten Valorisationen. Bei mehr als hundert Welthandelswaren fand solche Valorisation statt. Eine Denkschrift für die Weltwirtschaftskonferenz im Jahre 1926 schätzte die Weltrohstoffsteuer, die zusätzlich vom Verbraucher über die sonst normale Preisentwicklung, wie sie am freien Markte stattfinden würde, hinausgehoben wird, schon auf 3 Milliarden Reichsmark jährlich. Als nun in der Krise das durch die Valorisation gestützte Preisgebäude zusammenbrach und die ungeheuren Vorratsmengen auf den Weltmarktpreis drückten, betrieb Deutschland, um seine Landwirtschaft vor Zusammenbruch zu schützen, eine Politik der Absonderung der deutschen Landwirtschaft vom Weltmarkt, wie sie in diesem Ausmaße wohl nie für möglich gehalten worden wäre.

Das Hauptinteresse der deutschen Agrarpolitik konzentrierte sich auf die Unterbringung einer Roggenernte von ungefähr 8 Millionen und einer Weizenernte von zirka 3 Millionen Tonnen. Um der deutschen Landwirtschaft zu helfen, hat sich die Mehrheit des deutschen Volkes durch die Regierung bereit gefunden, gewaltige Opfer auf sich zu nehmen. Es dürfte kaum möglich sein, ein Beispiel in der Geschichte dafür zu finden, wo ein industrielles Volk, das sich selbst regiert, in größter Not solche Opfer im Interesse einer Minderheit auf sich genommen hat. Trotzdem hat in der deutschen Arbeiterschaft nicht einen Augenblick der Gedanke Raum gewinnen können, die deutsche Landwirtschaft und insbesondere den deutschen Osten „versacken“ zu lassen. Es darf auch einmal ausgesprochen werden, daß diese Opfer gebracht worden sind und werden mit Willen einer Arbeitnehmerschaft, die buchstäblich um ihr tägliches Brot kämpft und zu vielen Millionen bitterste Not leidet.

Betrachten wir die Belastung, die die Verbraucherschaft durch die Agrarpolitik auf sich hat nehmen müssen. Eine Tonne Weizen kostete Mitte Dezember 1930 auf dem Weltmarkt ungefähr 115 RM, in Deutschland aber 250 RM; eine Tonne Roggen draußen vielleicht 70 RM, bei uns 165 RM. Der Zucker kostete oft dreimal soviel allein an Zoll, wie die Ware draußen kostet. Die Weizenpreise im April dieses Jahres beliefen sich in Chicago auf 130 RM, in Berlin auf 290 RM für 1000 Kilogramm.

In der „Konsumgenossenschaftlichen Praxis“, Hauptorgan des Reichsverbandes deutscher Konsumvereine, Köln, Nr. 10 vom 15. Mai 1930, wird die Mehrbelastung der Verbraucher durch die Zoll- und Verbrauchssteuerepolitik auf 1,7 Milliarden RM berechnet. Professor Hirsch zitiert eine Schätzung von 2 Milliarden RM jährlich, gleich 35 RM pro Kopf oder 175 RM für die fünfköpfige Familie, das sind 10% des Einkommens der schlechter gestellten Arbeitnehmer. „Der deutsche Volkswirt“ in Nr. 30, Jahrgang 1931, berechnet die Belastung, die sich für die Arbeitnehmer ergeben wird, wenn die Forderung landwirtschaftlicher Kreise auf einen durchschnittlichen Roggenpreis von 200 RM Wirklichkeit wird. Bei

Die deutschen Getreidezölle



dem Zusammenhang aller Preise für Brot- und Futtergetreide miteinander, würden 75% des gesamten Nahrungsmittelverbrauchs deutscher Arbeiter um 43% überteuert. Die Ausgaben für Nahrungsmittel aber machen 41% der Gesamtausgaben des Arbeiterhaushalts aus. Eine solche Politik bedeutet also, dem Arbeiter eine Besteuerung von ungefähr 13% seines Einkommens zugunsten der Landwirtschaft zuzumuten.

Jetzt ist es an der Zeit, durch Abbau der Zölle weitere Preissteigerungen zu verhindern und die diesbezüglichen Zusagen der Regierung vom März dieses Jahres zu verwirklichen.

Die Zollpolitik hat zu einer Verknappung der Bestände in Deutschland geführt und muß sich notwendig in weiteren Teuerungen auswirken. Auch die Konsumgenossenschaften beider Richtungen haben sich an die Öffentlichkeit und an die Regierung gewandt mit der Forderung, durch Senkung der Zölle eine sonst unerläßliche Steigerung der Brotpreise zu verhüten. Kleine Mittel, wie die stärkere Ausmahlung des Roggens und Losinierung von Roggen, können nicht die Preise bis zur nächsten, dieses Jahr ohnedies verspäteten Ernte festhalten.

Dem Druck der Öffentlichkeit folgend, hat die Regierung jetzt in eine Zollermäßigung für 1/2 Millionen Tonnen Weizen eingewilligt. Verbunden mit einer verbilligten Abgabe von Roggen durch die Getreidehandelsgesellschaft, scheint die weitere Brotpreiserhöhung fürs erste vermieden zu sein.

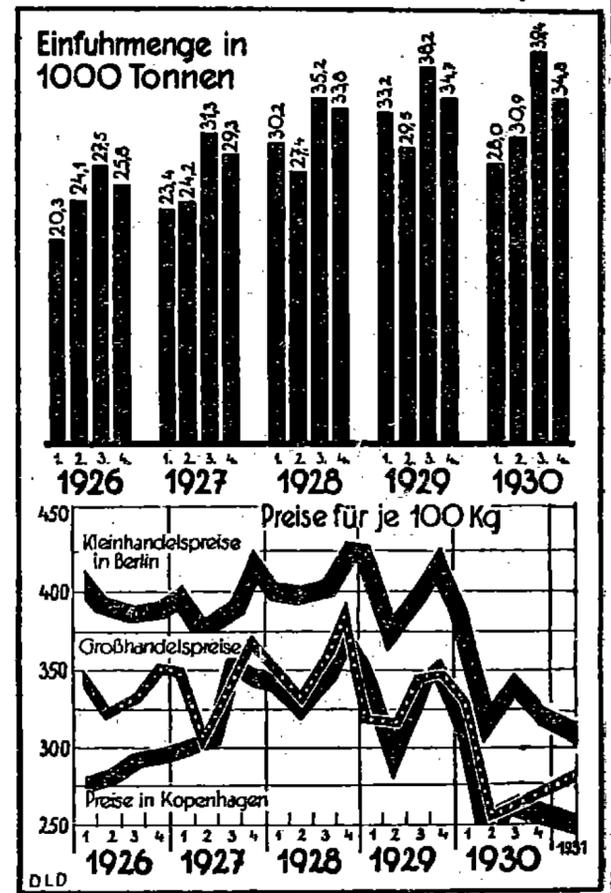
Die deutsche Arbeitnehmerschaft muß aber heute fordern, daß sich die amtliche Agrarpolitik auf andere Mittel als den Hochschutzzoll besinnt. Die Landwirtschaft muß wieder den Anschluß an die Weltmarktpreise finden. Ein Sinken der Roggenpreise und, damit verbunden, aller Preise für Futtermittel wird die Umstellung unserer Landwirtschaft auf veredelte Produkte fördern. Die deutsche Landwirtschaft muß sich durch genossenschaftliche Absatzorganisation und Schaffung von Standardwaren instand setzen, Milch, Butter, Käse, Eier, Obst in einer Qualität zu erzeugen und anzubieten, die den genossenschaftlich vorbildlich organisierten Nachbarländern gleichwertig ist. Die Viehhaltung muß durch Verbilligung der Futtermittel gefördert werden und zu Preisen gelangen, die

dem Verbraucher und auch der

Landwirtschaft dienlich sind. Die Verteuerung der Futtermittel hat bisher den Viehzüchter, insbesondere den Schweinezüchter und Geflügelzüchter, zugunsten des nur Getreideanbauenden Großlandwirts vernachlässigt. Der kleine Landwirt, der auf Schweinemast eingestellt ist, bekommt für seine Schweine bei den hohen Getreide- und Futtermittelpreisen zu wenig, daselbe gilt für den kleinen Geflügelhalter. Die Frage „Landwirtschaft und Verbraucher“ war bereits auf dem Duisburger Genossenschaftstag des Reichsverbandes deutscher Konsumvereine im Sommer vorigen Jahres Gegenstand lebhaftester Aussprache. In seinem grundlegenden Referat hat Professor Beckmann von der Landwirtschaftlichen Hochschule Bonn-Poppelsdorf seinerzeit die Wege zur Lösung der Agrarkrise gewiesen. Die deutsche Arbeitnehmerschaft und Verbraucherschaft fordert heute eindringlich, daß nunmehr mit einer Zollpolitik Schluß gemacht wird, die eine weitere Verteuerung der Lebensmittel im Gefolge hat. An der Erfüllung dieser Forderung hängt das Schicksal von Millionen und der Friede im Innern Deutschlands.

Dr. Breuer, Köln.

Butterimport und Butterpreis



Landwirtschaft, Zollfrage und Arbeiter

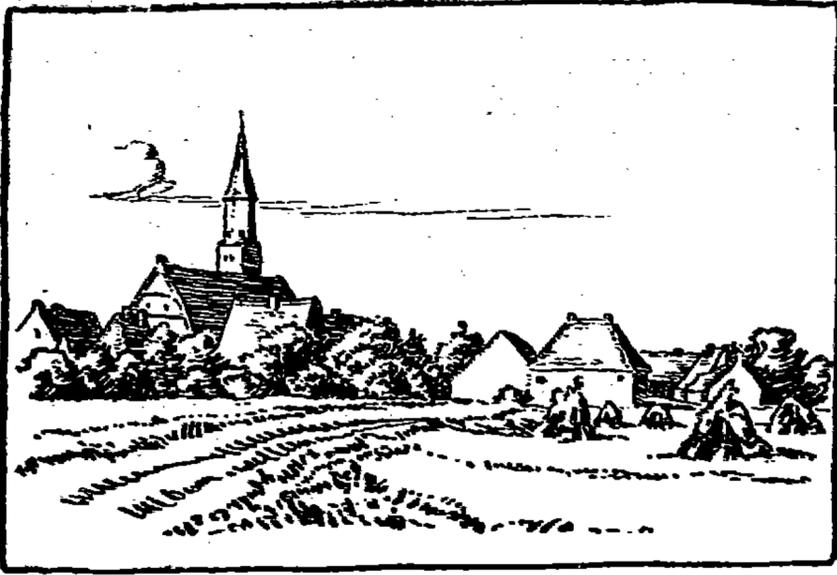
W eite Kreise der Landwirtschaft, besonders die „Nationalen“, haben und sehen auch heute noch in den Hochschutzzöllen das fast alleinige Rettungsmittel zur Rentabilisierung der Landwirtschaft. Dem großen Einfluß der Kaufkraft der Industriebevölkerung und der sich immer noch mehr vergrößernden Preisdifferenz zwischen Erzeuger und Verbraucher wird aber nicht genügend Beachtung geschenkt. Es müßte unbedingt angestrebt werden, die Preisdifferenz so zu gestalten, daß trotz der gesunkenen Kaufkraft der Arbeiterschaft und der weiten Kreise der Verbraucher überhaupt eine rentable Absatzmöglichkeit für die Erzeuger geschaffen wird.

Die in den letzten Jahren geschaffenen Schutzzölle haben für einen Teil der Landwirtschaft, insbesondere für die Schweinemast und Geflügelzucht, äußerst verderbliche Belastungen zur Folge gehabt. Der in den letzten Monaten eingetretene Rückgang der Viehpreise, besonders der Schweine- und Eierpreise, hat diese Erwerbszweige vollkommen unrentabel gestaltet. Die katastrophalen Auswirkungen können wir heute schon überall verspüren. Der Konsument hat jedoch bis heute von dem starken Rückgang der Viehpreise, welcher sich doch auch auf die fertigen Fleischwaren auswirken müßte, noch wenig verspürt. Es wäre an der Zeit, daß hier einmal energisch gegen das verderbliche Geschäftsgebaren des Zwischenhandels Front gemacht würde.

Von den mit hohen Schutzöllen belegten Importwaren sind es zum großen Teil die Futtergetreide, welche die Schweinemast aufs schwerste belasten. Im südlichen Olden-

burg und im angrenzenden Hannover, beide Hauptlieferungsbezirke des rheinisch-westfälischen Industriebezirks, war bisher die Schweinemast die Haupteinnahmequelle der Landwirtschaft. Die in großer Anzahl vorhandenen Kleinbetriebe mit durchweg schlechtem Boden waren zu diesem Erwerbszweig gezwungen. Langjährige, mit großem Fleiß aufgebaute Zucht hat ein sowohl in Deutschland als auch im Ausland am höchsten bewertetes Schwein hervorgebracht, welches die Schlachtreife von 200 Pfund in einer Zeit von durchschnittlich fünf Monaten erreicht. Die zu hohen Futtermittelzölle führen eine Vernichtung dieser sorgsam aufgebauten Veredelungswirtschaft zugunsten des Auslandes herbei. Es ist daher nicht zu verwundern, daß man in diesem Wirtschaftsgebiete Hilfe fordert und zum Teil in erhöhten Fleisch- und Viehzöllen eine Rettung sieht, besonders, wenn man berücksichtigt, daß sich für den deutschen Landwirt gegenüber dem Auslande die Produktion infolge der Getreidezölle pro Schwein um etwa 50 RM höher stellt. Die Zölle sind fast höher als die Schweinepreise selbst und übertreffen die Getreidepreise bedeutend. Ob aber in der heutigen Zeit angesichts der gesamten wirtschaftlichen Verhältnisse dieser Weg zu einer Besserung der Lage führen kann, muß bezweifelt werden.

Um der Gesamtheit des Volkes zu dienen und einen anderen Weg zu zeigen, welcher zu einer Rettung führen kann, ist in diesem Wirtschaftsgebiete der Vorschlag gemacht worden, die Futtermittelzölle zu beseitigen. Damit aber dieser Vorschlag nicht allein der Veredelungswirtschaft zugute kommt, ver-



Blindheim a. d. D.

pflichten sich die Schweinemäster, zu der ausländischen Gerste 3:1 deutschen Roggen zu füttern. Eine erfolgreiche Schweinemast mit deutschem Roggen allein ist undurchführbar. Eben deshalb sind die Getreidezölle, von wirtschaftlicher Seite gesehen, unhaltbar. Das gleiche Verhältnis würde sein, wenn man, um den Steinkohlenbergbau zu heben, auf flüssige Betriebsstoffe einen sehr hohen Zoll legen würde, um auf diese Weise einen gesteigerten Kohleverbrauch herbeizuführen. Dieses Mittel würde jeder für undurchführbar halten. Wie überhaupt in Deutschland die überhöhten Schutzölle auf Rohprodukte unvorteilhaft sind, so sind auch solche auf Futtermittel, den Rohstoff für die Fleischherzeugung, in der heutigen Form und Höhe nicht haltbar.

Der erste Grundsatz der Landwirtschaft muß heute sein, die Produktionskosten herabzudrücken. Der Staat muß dabei behilflich sein. Durch das heutige Zollsystem wird aber gerade das Gegenteil erreicht; es führt zu einer Konkurrenzunfähigkeit mit dem Auslande. Von den Befürwortern der Getreidezölle wird nun gefordert, durch Erhöhung der Vieh- und Fleischzölle einen Ausgleich zu schaffen. Dieser Weg wird kaum den erwünschten Erfolg bringen, und die Wirtschaftskrise wird sich in einem immer bedenklicheren Maße verschärfen und damit die trostlosen Zustände auf dem Arbeitsmarkt noch verschlimmern. Die Verminderung der Kaufkraft durch die Arbeitslosigkeit allein beträgt in Deutschland 3,5 bis 4 Milliarden RM. Als Vergleich dazu kann angeführt werden,

daß die gesamten Schlachtschweine, 19 bis 20 Millionen im Jahre, bei dem heutigen Preise von 45 Pf. für das Pfund Lebendgewicht einen Wert von etwa 1,7 bis 1,9 Milliarden Reichsmark haben. Diese enorme Verminderung der Kaufkraft hat zur Folge, daß von den Nahrungsmitteln das Fleisch, besonders das Schweinefleisch, dasjenige ist, welches im Verbrauch eine starke Einschränkung erfährt. Denn die hohen Fleischpreise, trotz der niedrigen Viehpreise, welche zum Teil unter Vorkriegsstand liegen, machen es einem großen Teil der Bevölkerung unmöglich, überhaupt noch Fleisch zu kaufen. Es ist dringend notwendig, daß die Preisspanne auf dem Fleischmarkt zwischen Erzeuger und Konsumenten verringert wird. Die große Differenz ist für beide Teile ungünstig, und es dürfte wohl nicht zu verkennen sein, daß der Zwischenhandel sich die Not aller Betroffenen in unverantwortlicher Weise zunutze macht. Man kann heute allgemein die Feststellung machen, daß das Fleischnegewerbe eines der rentabelsten Unternehmen ist.

Wie sieht es in Wirklichkeit mit dem Preisabbau aus? Das, was bisher erreicht wurde, ist größtenteils auf Kosten der Löhne gemacht worden, so daß in Wirklichkeit der Lohn- und Gehaltsempfänger den Preisabbau bezahlen muß. Um aber eine wirkliche Besserung durchzuführen, müssen einzelne Teile aus dem Agrarindex und dem Ernährungsindex einmal herausgenommen werden, damit die Ursachen aufgedeckt werden. Denn sonst wird es dahin kommen — und wir sind zum Teil ja auch schon soweit —, daß eine unrentable Landwirtschaft für eine Ueberfüllung an Lebensmitteln sorgt. Dem steht auf der anderen Seite trotz des Ueberschusses an Lebensmitteln eine hungernde Industriebevölkerung gegenüber, und die Folge ist, daß die Krise zu einer Katastrophe wird.

Zu einer Ueberwindung dieser Krise gelangen wir, wenn die Produktionskosten herabgedrückt werden und nicht durch verkehrte Zollmaßnahmen auf Rohprodukte eine Verteuerung hervorrufen. Wenn dem deutschen Arbeiter die Möglichkeit gegeben wird, verbraucht er auch lieber statt des ausländischen Gefrierfleisches deutsches Frischfleisch; er kocht sein Mittagessen auch lieber mit deutschem Fleisch als mit ausländischem Kalb, auch ist er statt Margarine lieber gute Butter. Eine Gesundung der deutschen Landwirtschaft wird nur bei gesteigertem Konsum deutscher Erzeugnisse möglich sein. Also nicht allein durch Erhöhung der Zölle wird das erreicht, sondern die deutschen Erzeugnisse müssen nicht nur billig erzeugt, sondern vor allem durch den Handel zu niedrigeren Preisen an die Konsumenten gelangen.

Vertrauensmann Fr. Varelmann, Lohne i. O.

Neuartige Volksgemeinschaft in Saarabien

Es war bisher der Vorzug der deutschen Grenzgebiete, daß hier der Gedanke der wirklichen Volks- und Schicksalsgemeinschaft intensiver gepflegt wurde, als dies im übrigen Vaterlande infolge des volkshädigenden Vorgehens der radikalen Gruppen noch möglich ist. Der wirtschaftliche Druck und die noch längst nicht überstandenen politischen Gefahren hatten bisher im Saargebiet die Bevölkerung zusammengehalten. Soweit wirtschaftliche und materielle Opfer zu bringen waren, und dies mußte in stärkstem Maße geschehen, war und ist der Arbeitsmann am stärksten belastet. Der ärmste Sohn des Vaterlandes war auch hier wieder der getreueste.

Aun spüren sich aber im Saargebiet die wirtschaftlichen Verhältnisse immer mehr zu. Wir haben in Nr. 15 unseres Verbandsorgans klar und eindeutig auf die wirtschaftliche Stagnation des Saargebietes und die damit zwangsläufig sich einstellenden politischen Gefahren hingewiesen, auch betont, daß diese Gefahren selbst bei maßgebenden Stellen im Reich unterschätzt werden. Es ist ja an und für sich ein gutes Zeichen für die nationale Einstellung der in ihrer Mehrheit den christlichen Gewerkschaften angehörenden Arbeiterschaft, wenn all diese Stellen überzeugt sind, daß die deutsche Ar-

beiterschaft an der Saar dieses Gebiet wieder nach dem Reiche zurückführt. Dieser Optimismus darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, daß im Saargebiet Dinge vor sich gehen, die zu den schwersten Bedenken Anlaß geben. Dazu muß folgendes klar und eindeutig ausgesprochen werden: Es kann der Saararbeiterschaft nicht zugemutet werden, die Kosten für die aus politischen und nationalen Gründen notwendige Aufrechterhaltung der Saarwirtschaft allein zu tragen.

Allein zu tragen, da es die sogenannten „Festbesoldeten“ im Staat und Gemeinde, ebenso weite Kreise der freien Berufe ablehnen, an diesen Lasten mitzutragen. Im Gegenteil! Von den Erstgenannten wird in den letzten Wochen ein Kampf gegen den Christlichen Metallarbeiterverband und dessen Führer im Saargebiet geführt, der auch nach der politischen Seite als außerordentlich bedauerlich und bedenklich bezeichnet werden muß. Auf die von dieser Seite vorgebrachten volkswirtschaftlichen Argumente braucht wegen ihrer Dürftigkeit nicht weiter eingegangen zu werden, sintermal diese Scheingründe nur die mangelnde Opferwilligkeit, den trassen Egoismus und fehlendes Gefühl einer wahren und wirklich opferbereiten Volksgemeinschaft verdecken sollen.

Wie liegen die Dinge im Saargebiet? Auf der einen Seite ein von einsichtigen und politisch klar sehenden Beamten selbst kritizierter, unheimlich aufgeblähter Verwaltungsapparat auf allen Gebieten, besonders aber der sogenannten Zentralverwaltung; ein Apparat, der hier ausreichen würde, das ganze Königreich Belgien zu verwalten. Uebersehene hohe und höchste Stellen, die oft nur als Sinekuren zu betrachten sind. Ueber diese Zustände schrieb die „Saarbrücker Zeitung“ in ihrer Nr. 138 u. a. folgendes:

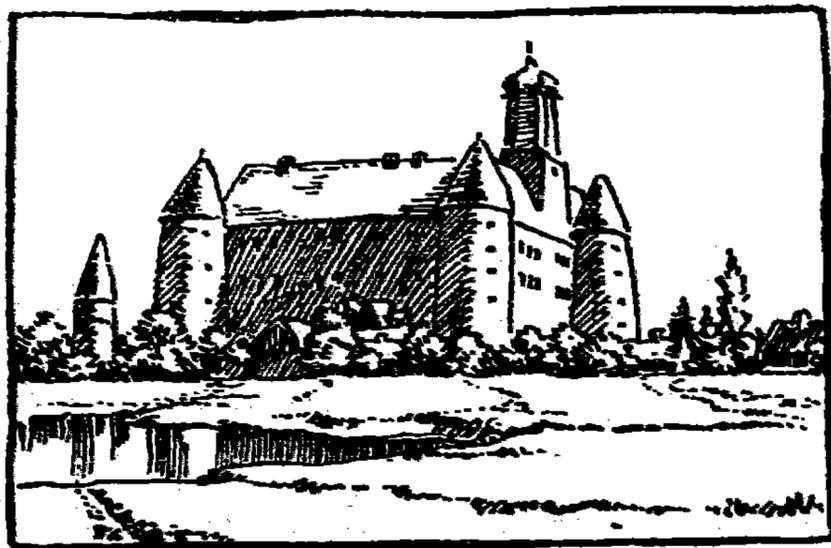
... Das Bild rundet sich, wenn man hört, daß an einen Boten, offenbar zur Abgeltung seiner früheren Leistungen in französischen Diensten, ein Jahresgehalt von über 60 000 Frank zuzüglich 25 Prozent Pécule gezahlt wird, daß Sekretärinnen Einkommen bis zu 70 000 Frank erreichen, daß in manchen Abteilungen die Einstufungen des größten Teils der Beamten an der Höchstgrenze liegen. ...

Ähnlich liegen aber auch die Verhältnisse in vielen Kommunen im Saargebiet. Durch „gesetzlich“ sanktionierte oder freiwillig gebotene Einstufungen werden hier teilweise Gehälter und Pensionen gezahlt, die in schrecklichem Gegensatz zur Not der Zeit, zum Elend der Arbeiterschaft auch an der Saar stehen.

Welche Opfer aber hat diese Arbeiterschaft allein in den letzten eineinhalb Jahren gebracht! Dabei braucht nicht darauf hingewiesen zu werden, daß die Löhne der Arbeiterschaft in Hütte, Werk und Grube im Saargebiet bis zu 15, ja 20% unter den Löhnen gleichartiger Industriegebiete des Reiches lagen, während die saarländischen Beamten im Prozeßwege gegen Reich und Länder sich die im Reich oder den Ländern gezahlten Gehälter „erklämpft“ hatten. Aufgebracht aber müssen diese Gehälter werden von der vorgenannten Saararbeiterschaft.

Und wie liegen die materiellen Verhältnisse dieser national gesinnten Arbeiterschaft, die sich 1920, als die Beamten des Saargebietes sich durch den damaligen Beamtenstreik gegen den Raub „wohlerworbener“ Rechte durch die Regierung wandten, soweit die christlich organisierten Arbeiter in Frage kamen, geschlossen hinter die Beamten stellte. Allein in der saarländischen Schwerindustrie wurden 1930 über 9000 Arbeiter entlassen. Die Zahl der Beschäftigten sank von 38 000 auf 29 000. Ueber 60 Millionen Franken betrug die Lohn- einbuße durch Entlassungen, Feierschichten und Lohnabbau in diesem Jahr. Der monatliche Lohnausfall beträgt zur Zeit für diese Arbeiterkategorie über 2 3/4 Millionen Franken. Ähnlich liegen die Dinge im Bergbau. Auch hier Lohnabbau, Feierschichten, Entlassungen. Nicht besser in der weiterverarbeitenden Eisenindustrie des Saargebietes.

Selbst von Unternehmerkreisen wurden diese Opfer der Arbeiterschaft anerkannt und gewürdigt. Opfer, welche die Arbeiterschaft gebracht hat, um die Wirtschaft des Saargebietes vor dem endgültigen Zusammenbruch zu bewahren, um zu verhüten, daß zu den schon bereits Entlassenen noch weitere Zehntausend entlassen wurden, daß das Saargebiet nicht industrielle Wüste, eine Beute der Gegner und seine bodenständige Arbeiterschaft im benachbarten Lothringen das harte Brot des geduldeten „Fremdling“ essen muß.



Schloß Pfälzchen a. d. S.



Burtenbach, Schertlein-Haus

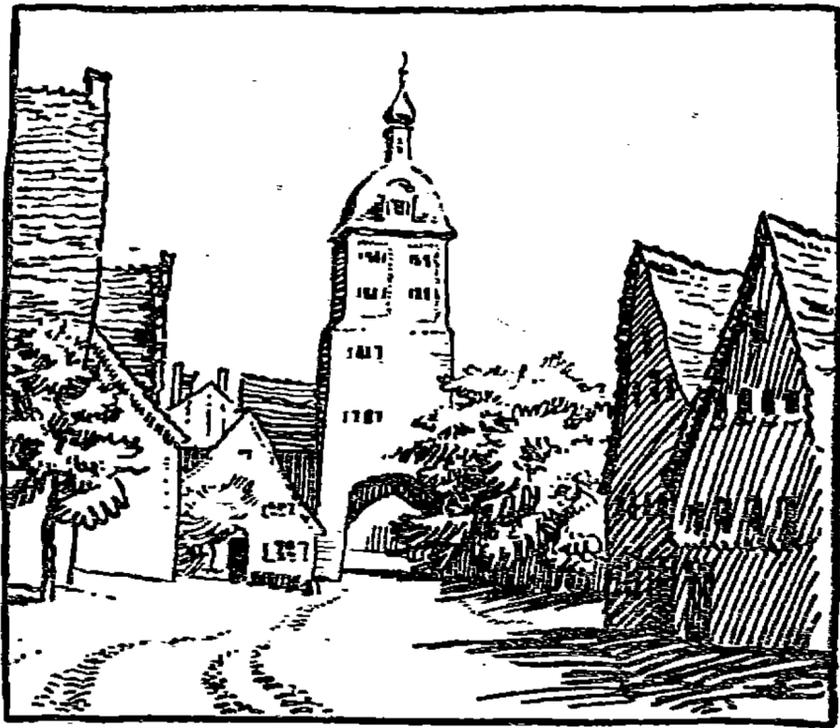
Geradezu frivol aber klingt es, wenn Satte und Geborgene entweder heuchlerisch diese Arbeiterschaft bedauern oder frech den Gewerkschaften vorwerfen, „Sie hätten den Lohnabbau ja verhindern sollen“. Fast hat es den Anschein, als wenn diese Elemente schon den Kreisen zum Opfer gefallen wären, die nichts sehnlicher suchen als einen Anlaß, die unter größten Mühen entfernten französischen Garnisonstruppen (lies: Besatzung) wieder nach dem Saargebiet zur Beeinflussung der Abstimmung hereinzuholen. Winken Posten?

In einer vom Deutschen Gewerkschaftsbund am 26. April veranstalteten Kundgebung sollte zu all diesen Fragen Stellung genommen werden. Mit Recht betonte Kiefer vom Gewerksverein christl. Bergarbeiter, daß diese Kundgebung, auf welche die Arbeiterschaft brannte, schon längst hätte stattfinden müssen. Eine Kundgebung hungernder Arbeiter, keiner Gesicherten und Versorgten. Von unserem Verband sprach Bezirksleiter Kollege Pidl. Wie gewohnt, offen. Sprach von der Not der Arbeiterschaft und ihrer Familien, zeichnete diejenigen, ganz gleich, wo sie sitzen, die, um ihre eigene mangelnde Opferwilligkeit zu bemänteln, von den Gewerkschaften demagogisch die restlose Verhinderung des Lohnabbaues forderten, und diejenigen, die an der Not des Volkes gefühllos vorbeigehen, Wind säen, um alles zerstörenden Orkan zu ernten, in harter aber richtiger Art und Weise die Sorge um die Gesamtheit, um die Zukunft des Saargebietes.

Diese, seine Ausführungen, herausgegriffen aus dem Zusammenhang, entstellt und verdreht und als Apostrophierung aller Beamten fälschlicherweise hingestellt, gaben den Anlaß zu einer recht üblen, des partepolitischen Beigeschmackes nicht entbehrenden Hege gegen unseren Bezirksleiter. Nicht fehlen durfte dabei sogar die Behauptung, die „christlichen Gewerkschaften im Saargebiet ständen nicht hinter unserem Kollegen“. Von diesem Irrtum werden die in Frage kommenden Kreise trotz organisierter Versammlungszwischenrufe wohl geheilt sein. Auf den Vorwurf des fehlenden Muts zur Wahrheit einzugehen, erübrigt sich. Die Führer des Christlichen Metallarbeiterverbandes haben nicht notwendig in zwei Sprachen zu reden, verbitten sich aber auch Unterstellungen, die getätigt wurden, um „Stimmung“ zu machen und die Lage zu vernebeln.

Die christlich organisierte Arbeiterschaft, nicht nur in der Hütten- und Metallindustrie, sondern auch in allen anderen in Frage kommenden Berufen, geht einig mit den Führern des Christlichen Metallarbeiterverbandes, die forderten, daß im Saargebiet endlich einmal alle Kreise, auch die Beamten, die bisher von der entsetzlichen Wirtschaftsnot verschont blieben, Opfer bringen, um die Arbeiterschaft und deren Familien durchzuhalten. Materielle Opfer, keine Redensarten!

Dies zeigte auch der Verlauf gewisser Parteiveranstaltungen im Saargebiet, in denen die Arbeiterschaft diese Forderungen zum Beschluß erhob und damit das wiedergab, was die gesamte Arbeiterschaft in Hütte, Werk und Grube an der Saar bewegt. Das Saargebiet ist Arbeitergebiet.



Gundelfingen

darin mögen alle politischen Parteien denken. Aber auch die „Gewerkschaften“, wie der im Saargebiet zur vollen Bedeutungslosigkeit herabgesunkene rote „Einheitsverband der Eisenbahner Deutschlands“, der glaubt, denjenigen Beamtenkreisen Hilfsstellung geben zu müssen, und zwar auf Grund eines in einem Rundschreiben

des Christlichen Metallarbeiterverbandes enthaltenen Druckfehlers, wo es „lehtere“ hieß, aber „obere“ heißen mußte, die gegen die hungernde Saararbeiterschaft und deren Führer den Kampf führen. Eigentlich hätten verschiedene Parteien und Gesinnungsgenossen des „verantwortlichen“ Gefährten dieses roten Verbandes 1920 beim Beamtenstreik bessere Gelegenheit gehabt, Beamtenfreundlichkeit zu üben.

Vielleicht lieft der Verfasser der gegen den Kollegen Piel gerichteten, die Beamten anwinzelnde Kotiz den Artikel „Ein Dolchstoß in den Rücken der streikenden Beamten“, der 1920 in der „Volksstimme“ das Verhalten gewisser sozialistischer „Führer“ anprangerte. Also: Vorsicht, Kurve!

Lächerlich wirkt die Sorge des sein eigenes Geschreibsel noch an Bedeutungslosigkeit übertreffenden Artiklers um die evangelischen Arbeiter im Saargebiet. Unter diesen ist nun einmal kein Geschäft für die roten Eisenbahner zu machen. Die christlichen Gewerkschaftler, besonders aber der Christliche Metallarbeiterverband, der auch im Saargebiet jetzt wie immer an erster Stelle steht, wenn es gilt, Arbeiterinteressen ohne Rücksicht auf Parteigeschäfte zu vertreten, registrieren mit Vergnügen diese Haltung sozialistischer „Gewerkschaften“. Die Antwort gibt die Arbeiterschaft in den Betrieben.

Die Hütten- und Metallarbeiterschaft des Saargebietes möge aus den Vorkommnissen der letzten Wochen die richtige Lehre ziehen. Ihr hilft niemand, wenn sie sich nicht selbst hilft. Jeder Arbeiter, der auch nur einen Funken Solidaritätsgefühl besitzt, muß, will er nicht selbst Totengräber seiner eigenen Interessen sein, sich jetzt dem Christlichen Metallarbeiterverband anschließen. Die Bahn ist frei, das Ziel erkannt!

T.

Was wird aus der Invalidenversicherung?

II.

Nus der Zunahme der Rentenlast hätten der Invalidenversicherung ohne die Inflation niemals finanzielle Schwierigkeiten erwachsen können. Sie war vor dem Krieg auf dem Prinzip der Anwartschaftsdeckung aufgebaut. Für jeden Versicherten wurde ein Kapital angeammelt, das für die durchschnittliche Dauer des Rentenbezugs nach dem 65. Lebensjahr und außerdem zur Deckung des Risikos vorzeitiger Invalidität

auszureichen hatte. Ohne die Inflation müßte also heute ein Vermögen der Versicherungsträger vorhanden sein, das die Beitragseinnahmen und den Reichszuschuß durch sehr hohe Zinseinnahmen ergänzen würde. Diese Zinsen würden mit der Höhe der Rentenansprüche automatisch wachsen, bis ein Behaltungszustand sowohl auf der Ausgaben- wie auch auf der Einnahmenseite eingetreten wäre.

Nun ist aber durch die Inflation das Vermögen der Inva-

Er läuft zurück über die Brücke, steht plötzlich vor dem Schacht der nach dem Westen führenden Subwaylinie, atmet den heißen Brodem von Öl und den brennlichen Duft der Stromschienen, sieht hinab in die Eingeweide der Station: übermüdete Menschen fahren von hier, von der Umschlagstelle des Ostens hinauf in die überdölkerten Quartiere des Nordens, kommen von den Werften, von den großen Eisengießereien der Auspendistrikte, von den Rangierbahnhöfen. Es riecht nach Schmutz und dem verwehten Duft von allen Nationalgerichten der Welt... es sind keine Menschen, es sind nur noch arme, verquollene Schemen. Werden in den Zug verfrachtet, fallen zu Hause in ein armseliges Bett und zeugen mit übermüdeten, dumpfen Sinnen vielleicht ein ebenso graues, häßliches Leben, werden zu neuer Fron verfrachtet bis zum letzten Tage, wo sie auf einem Karmortische liegen und man bei ihnen mit allen Sezierschiffen und Mikroskopen der Welt keine Seele finden kann...

Und plötzlich mit schnellem Entschlusse schiebt Elibu Grant sich durch diese Menge zur anderen Perrenseite hinüber, dorthin, wo als schwarzes Loch der zweite Tunnel sich öffnet. Die Menge stolpert vorüber, die Beamten der Station bemühen sich um ein herrenloses Baby, das plötzlich in dem ungeheuren Labyrinth des unterirdischen Neuport gefunden ist: ganz unbemerkt geschieht es, daß er auf den anderen, den abseits führenden, leeren Strang hinunterspringt zu den Schienen und in der Tunnelöffnung verschwindet.

Riffige Felswände und von Zeit zu Zeit der bleiche Mond einer Bogenlampe! Still ist es nun wie in einer ägyptischen Grabkammer, es wird sich gut sterben lassen hier! Er wandert und wandert, bleibt stehen, schaut auf die Wände: eine gigantische Schnecke im Gestein, vor Jahrtausenden verfunken in der kalfigen Schlammflut, vor Jahrmillionen, ehe es ein Neuport und eine Andeutung von Elibu Grant gab, und hier hat der Troglodyt, der hier unten die Bohrmaschine durch die Felsen trieb, in großen Lettern mit roter Kleinfarbe das Wort „Adio“ auf das Gestein gemalt... finnlös, finnlös...

Elibu Grant lieft, lacht grimmig, will weiter wandern, sucht zusammen, lauht angestrengt rückwärts: Schritte hinter ihm... tritt für tritt der Gang eines unsichtbaren Wanderers. Er schaut hinter sich: der Stollen ist leer, es ist der Tod, der hinter ihm her ist, unsichtbar,

SIEDLUNG UNITRUSTOWN

Von Reck-Mallezewen.

III.

Der Arzt schweigt verlegen, der Wärter überspült Dolly Korrells blutiges Gesicht mit einem mitleidigen Wasserstrahl. Der Arzt rafft sich endlich zu einer Erklärung auf, daß es solche Sitz der Seele, wie Elibu Grant ihn sehen wolle, überhaupt nicht gebe, daß eben die Seele, die Summe der biologischen Prozesse gewissermaßen...

Elibu Grant legt eine Banknote für den Diener auf den Tisch, erklärt wie ein regierender Fürst dem Projektor, daß er zufrieden sei und daß er danke — er dreht den verdauten Leuten den Rücken und verläßt unglücklich, wie er gekommen ist, das Haus.

Im Schatten des Portales... sich einmal, wieder ist da dieser lange Mensch, der ihn bis hierher verfolgt hat, durch alle diese weiten Irngänge von Unitrust-Bauung! Und nun ist es Elibu Grant zuviel, nun vertritt er dem andern, der sich heisse brüden will, den Weg... man weiß, daß er noch immer hatte Hände hat, der Präsident des Unitrusts! Der andere reißt sich los, gleitet wie ein Hai durch Elibu Grants Hände, verschwindet wie ein Nachtpal... weiß Gott, wo man seine Tritte verhalten.

Es ist völlig gleichgültig, ob es ein Mensch oder ein Spul ist: man hat schon von dem zuständigen Sachmann gehört, daß es eine Seele nicht gibt, die da irgendwo im Hirn haust und beim Tode wie ein flinkes, graues Mäuschen der Derrückung sich entzieht. Es gibt derlei nicht, die Seele ist erledigt, es ist alles höchst finnlös, was er hier noch

Invalidenversicherung, das im Jahre 1913 rund 2 Milliarden Mark betrug, zum größten Teil vernichtet worden. Der Rest des gesamten „alten“ Vermögens der Versicherung wurde Ende 1929 auf 372 Millionen RM. geschätzt. Das gesamte Vermögen hat Ende 1930 mit 1635 Millionen RM. den Vorkriegsstand noch bei weitem nicht erreicht. Das Schlimmste an dieser Wirkung der Inflation war aber nicht unmittelbar der einmalige Verlust, sondern die Unmöglichkeit, weiteres Kapital in entsprechendem Ausmaß anzusammeln. Da nämlich die Zinseinnahmen in all den Jahren seit der Inflation fast völlig fehlten, mußten die laufenden Beiträge zur Deckung der laufenden Ausgaben herangezogen werden: Die Versicherung mußte zum „Umlageverfahren“ übergehen. Die in der Inflation erworbene Krankheit der Versicherungsfinanzen vererbt sich also dauernd weiter, solange nicht eine Finanzhilfe von außen die Rückkehr zum Verfahren der Anwartschaftsdeckung ermöglicht. Denn wenn auch die Zinseinnahmen im Laufe der letzten Jahre etwas gestiegen sind, so spielen sie doch auch heute im Rahmen des Gesamthaushalts nur eine geringfügige Rolle. Auch wenn die Rentenzahl und die Rentenhöhe den Beharrungszustand erreicht hat, würde den Versicherungsträgern nur ein Bruchteil dessen an Zinseinnahmen zufließen, was nach dem ursprünglichen Plan für diese Jahre kalkuliert war.

Hätte man die vor der Inflation erworbenen Rentenansprüche nur ebenso gering aufgewertet, wie das Versicherungsvermögen aufgewertet worden ist, dann hätten sich Folgen der Inflation nicht in einem drohenden Defizit der Versicherung, sondern in außerordentlich niedrigen Renten gezeigt. Die Aufwertung der Rentenansprüche ist erst im Sommer 1929 zum Abschluß gekommen. Sie hat weit über 100% erreicht. Trotzdem beläuft sich der Durchschnittsbetrag einer Invalidenrente im Jahre 1930 nur auf 36 RM pro Monat. Hätte man die Invalidenrentner ebenso behandelt wie andere Inflationsgeschädigte, so hätten sich Renten ergeben, die ihren sozialen Zweck in keiner Weise mehr hätten erfüllen können, und die ganze Invalidenversicherung hätte im Grunde einen ungeheuren Leerlauf bedeutet. Auch eine Rente von 36 RM pro Monat ist ja für Personen, die auf sich allein angewiesen sind, zur Deckung selbst eines sehr bescheiden bemessenen Lebensunterhalts kaum ausreichend. Trotzdem wirkt diese Rente außerordentlich segensreich, vor allem, weil sie es dem alten Arbeiter ermöglicht, sich bei Kindern oder

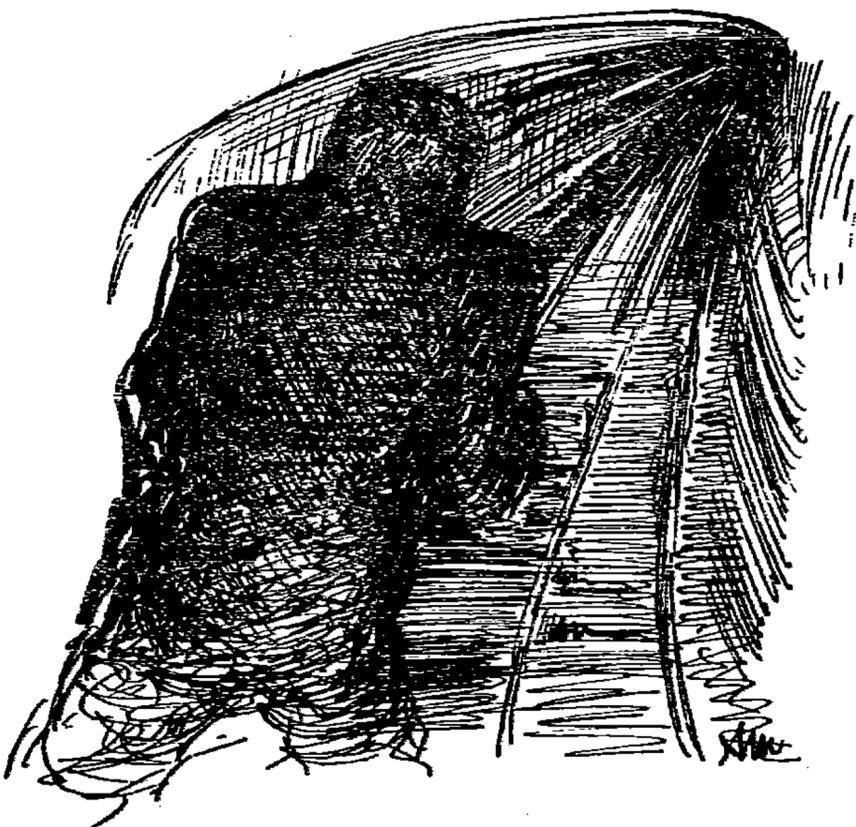
anderen Angehörigen einen Platz zu sichern, ohne von diesen als bloße wirtschaftliche Last empfunden zu werden. Aber sehr viel geringer dürfte sie nicht sein, wenn sie diese Funktion erfüllen soll. An diesem entscheidenden Gesichtspunkt geht ein auch sonst sehr angreifbarer — Artikel vorüber, den Georg Gothein jüngst in der „Statistischen Korrespondenz“ des Hansabundes veröffentlicht hat.

Niemand kann mit Sicherheit sagen, ob die heute gefällig versprochenen Renten von der Invalidenversicherung geleistet werden können. Eine Kürzung würde unter allen Umständen das Staatsgefühl breiter Massen sehr stark belasten: Sie würden sich vom Staat getäuscht fühlen, der ihnen als Gegenleistung für ihre Beiträge eine Altersfürsorge versprochen hat und diese eigenmächtig kürzt. Aber das Unheil wäre geringer, wenn sich die Kürzung wenigstens hinauschieben ließe, bis der Durchschnittsbetrag der Rente durch die Fortwirkung der versicherungstechnischen Erhöhungsurachen gestiegen ist.

Mit der Möglichkeit eines längeren Aufschubs durfte man rechnen, solange die Lohnkurve aufwärts zeigte und die Arbeitslosigkeit keinen allzu großen Umfang angenommen hatte. Die Besetzung der beiden obersten Lohnklassen (über 30 RM Wochenverdienst) ist seit 1925 bis vor kurzem dauernd relativ gewachsen. Sie hat bisher über 60% aller Beitragseinnahmen geliefert. Den höheren Beiträgen entsprachen freilich auch höhere Rentenanwartschaften, so daß sich die versicherungstechnische Bilanz nur wenig bessern konnte. Aber der Zeitpunkt, zu dem der Versicherung die Deckungsmittel fehlen würden, schob sich dadurch zunächst hinaus. Der Lohnabbau wirkt umgekehrt: Im ersten Halbjahr 1930 ist bereits eine Abwanderung von den beiden obersten Klassen erfolgt.

Von der Arbeitslosigkeit wird die Invalidenversicherung auf der Einnahmeseite wie auf der Ausgabeseite betroffen. Der Arbeitslose darf zwar, wenn er seine Anwartschaft nicht verlieren will, die Beitragszahlung nicht vollkommen einstellen. Aber es genügt, wenn er in zwei Jahren 20 Wochenbeiträge der niedrigsten Lohnklasse leistet. Das bringt natürlich der Versicherung starke Ausfälle. Der Arbeitslose stellt aber auch ein schlechtes Risiko dar: Krankheiten können sich bei ihm leichter bis zur Invalidität verschlimmern, weil er sich mangelhaft ernährt. Hat er irgendeinen gesundheitlichen Schaden, so würde er in normalen Zeiten durch die niedrige Rente gewiß nicht verlockt worden sein, sich invalide schreiben

immer näher, immer näher. Und wie er so lauscht und unnennbares Grauen nach ihm greift, da gehen die Tritte unter in einem machtvollen, tiefen Ton... stärker und stärker das Brausen, der Fels beginnt zu



beben. Es ist nun wirklich der Tod, es ist der nächste Train, der ihn zerreißen wird... gleich werden die Lichter Augen dieses eisernen Biestes dort um die Ecke sein.

Er denkt an John Dudgeon, der in der Wallstreet vor zwanzig Jahren an dem großen Getreidecorner scheiterte und sich auf die Subwayschienen warf... er hat die Ueberreste von John Dudgeon gesehen... oh, die Räder hatten sein Inneres nach außen gerissen! Die Augen treten Elihu Grant aus den Höhlen vor Entsetzen, er beginnt zu laufen wie der Frosch vor der Schlange in lahmen, hoffnungslosen Schritten, er stolpert über eine Schiene und liegt zitternd eine Sekunde da und rafft sich von neuem auf mit schweren Gliedern. Und wie er es tut, da ist es heran... ohne Lichter ist es heran, die Schienen hallen den metallenen Rhythmus wider, und Gesteinsplitter bröckeln oben ab. Dann wird es leiser und verhallt schließlich in tiefem Bass: in irgendeinem Parallelstollen dieses Dachbaues ist es vorübergeflogen, geäfft hat ihn der Tod, wie die Katze die Maus neckt!

Elihu Grant richtet sich auf: unerträglich ist das; man wird ein Ende machen müssen! Dort neben ihm, eingebettet in ihren Holzplatten, das ist die dritte Schiene mit ihren zehntausend Volt... man greift zu, das Leben zerfliegt in Atome. Er steht auf, geht auf die andere Seite, er sieht das spiegelnde Metall. Und wie er sich vorbeugt, um nach dem Tode zu fassen, und wie er im voraus schon dieses tödliche Zucken ahnt, das ihn vernichten wird, da hat jemand seinen Arm ergriffen und reißt ihn zurück. Er liegt auf dem Rücken: über ihm kniet dieser Mensch, der ihn bis hierher verfolgt hat den ganzen Weg seiner Wanderung.

Elihu Grant springt auf, schlägt die Ärmel zurück. Aber ehe er los schlägt, erkennt er das alterlose, faltige Gesicht des andern: Bird ist es... ja zum Donnerwetter, der Agent Bird, der über seine Sicherheit zu wachen hat und sich erlaubt hat, Elihu Grants Spuren zu verfolgen... oh, nur auf dieser vermaledeiten Subwaystation hat er ihn verloren für einen Augenblick! Da es nicht gerade angenehm ist, einen Mann wie Elihu Grant bei einem Selbstmordversuch zu ertappen, so hilft sich Bird nach altem angelsächsischen Rezept über die heikle Situation hinweg: ja wohl, schönes Wetter, angenehme Gegend hier... zweifellos habe Elihu Grant lediglich die nach den neuen Siloanlagen des Untruffs führende Subwaylinie besichtigen wollen... ja, im übrigen gestatte er sich, darauf aufmerksam zu machen, daß die dritte Schiene noch ohne Strom sei...

zu lassen; er würde versucht haben, sich im Arbeitsprozeß zu behaupten. Hat er ohnehin keine Aussicht, Arbeit zu finden, so strebt er wenigstens nach der Invalidenrente.

Noch ist im Jahre 1930 das Vermögen der Invalidenversicherung um rund 60 Millionen RM. gewachsen. Selbst im ungünstigsten Falle verstreichen noch einige Jahre, bis das Defizit die Rücklagen aufzehrt. Die Regierung mag guten Grund haben, in der politischen und wirtschaftlichen Situation von heute nicht mit einem Sanierungsprojekt an die Öffentlichkeit zu treten. Denn mag ein solches Projekt die Last der Sanierung mehr den Renteneempfängern, den Beitragspflichtigen oder den Steuerzahlern aufbürden, es wird in jedem

Falle Unruhe und Widerstände schaffen. Aber keine Rechtfertigung gäbe es, wenn man das Problem weiterhin mit solchem Gleichmut behandeln wollte wie bisher. Nach der heutigen Krise werden Beitragserhöhungen in absehbarer Zeit unmöglich sein. Wir wissen jetzt, daß sich der Eintritt eines offenen Fehlbetrages nicht mehr so lange aufschieben läßt, bis etwa der Reichsetat aus anderen Gründen eine entscheidende Besserung erfahren hat, die ihm Hilfe für die Invalidenversicherung leichter machen würde. Das Sanierungsprogramm muß also rasch vorbereitet werden, und sobald die Lage es irgend gestattet, muß die Regierung auch den Mut finden, es der öffentlichen Kritik zu unterstellen. C. L.

Branchenbewegung

Schweißer und Brenner aus allen Betriebszweigen der Ortsverwaltung Saarbrücken,

die bereits einen Schweißerkursus mitgemacht haben und solche, die einen mitmachen möchten und auch sonstwie ihren Berufsstand zu erweitern wünschen, werden gebeten, am Sonntag morgen, dem 14. Juni, zu einer Fachbesprechung, Punkt 11 Uhr, im Lokale Union-Hotel Saarbrücken am Bahnhof, St.-Johanner-Straße, zu kommen.

Es handelt sich hier um eine Besprechung über Fachfragen und darum, wie eine regelrechte und regelmäßige Berufsausbildung gepflegt werden kann. Kamhafte Schweißer-Fachleute haben bereits ihre Mitarbeit zugesagt. Schließlich handelt es sich hier auch um Besprechungen über Verhütung von Unfallgefahren, um die Behandlung von Berufskrankheiten und um ein dauerndes kollegiales Zusammenarbeiten aller Schweißer und Brenner in einer Schweißerschichtgruppe im Christlichen Metallarbeiter-Verband. Alle Schweißer und Brenner sind uns in dieser Versammlung herzlich willkommen.

Aus dem Leben eines Elektro-Monteur!

Eine Hochspannungsanlage sieht ihrer Fertigstellung entgegen. Wochenlanger Arbeit bedurfte es, um die Schaltgerüste am Verwendungsort zu montieren. Jeden Tag kam der leitende Ingenieur, um den Werdegang der Anlage zu beobachten. Gar manche Aenderung mußte vorgenommen werden. Der betreffende Monteur mußte in jeder Beziehung selbständig sein. Jahrelange Erfahrungen in der Praxis sind für derartige Arbeiten erforderlich. Aber auch theoretische Fachkenntnisse sind für seinen Beruf von unbedingter Notwendigkeit. Nicht selten muß er Schmiedearbeiten, Schlosserarbeiten und nicht zu wenig Maurerarbeiten verrichten. Endlich

ist der Tag der Prüfung der Anlage gekommen. Immer wieder sieht er in seinen Arbeitsplan im Geiste vor sich. Vielleicht hat er die ganze Nacht nicht schlafen können! Jeder einzelne Arbeitsprozeß, jeder Handgriff wird noch einmal überdacht. Aber trotzdem wird er die drückende Frage nicht los: „Ist der erste Versuch ein Erfolg?“

In dieser seelischen Verfassung betritt der Elektro-Monteur seine Arbeitsstelle. Die Annahmekommission tritt ein. Verbraucher und Produzenten stehen sich einander gegenüber. Der Ingenieur erklärt dem Schaltwärter die Handhabung der neuen Konstruktion. Nachdem noch einmal alles untersucht worden ist, ertönt der Ruf: „Einschalten!“ Die Kommission beobachtet den Generator. Eine weitere Aufforderung zum Einschalten bringt noch nicht das gewünschte Ergebnis. Der Generator arbeitet nicht. Fieberhaft durchgeht der Monteur die einzelnen Leitungsverbindungen. Einige schwache Elektrifizierungen werden stillschweigend in Kauf genommen. Wie leicht könnte es schlimmer kommen. Aber dessen ungeachtet wird weiter gesucht. Endlich gelingt es dem Elektro-Monteur auf Grund seiner Fachkenntnisse den Fehler festzuhalten. Der Generator hat einen Fabrikfehler. Der Ingenieur ist sprachlos. Wie ist das nur möglich? Die Maschine wird ausgebaut und zur Fabrik zurückgeschickt. Die Kommission verabschiedet sich. Der Monteur steht unverwundbar da. Ein aufrichtiges Dankgefühl für die glückliche Wendung besetzt ihn. Einige Tage später kommt eine einwandfreie Maschine aus der Fabrik. Dieselbe arbeitet tadellos. Die Anlage funktioniert. Freudig gestimmt kehrt an diesem Tage der Elektro-Monteur heim. Wird diese Fähigkeit von dem Elektro-Monteur immer richtig gewertet? Nein. Warum nicht? Weil die Elektro-Monteurs noch nicht stark genug organisiert sind. Darum muß es auch für den tüchtigsten Elektro-Monteur heißen: nur durch die Gewerkschaft wird mir die richtige Achtung zuteil. Sie sorgt für hinreichenden Lohn. Aber sie sorgt vor allem für eine gesellschaftliche Anerkennung unserer Berufsleistung. H. Reufels.

Elihu Grant sieht ihn scharf an... Bird weiß nun, daß er gut tun wird, in alle Zukunft über die Angelegenheit zu schweigen. Sie reichen sich die Hände und gehen schweigend nebeneinander. Siloanlagen, neue Subwaylinie... Elihu Grants Stirn klammert sich fest an diese Worte, die aus einer anderen Welt kommen. Richtig, ja... die neue private Subwaylinie des Uniruts, bestimmt, die Arbeitermassen, die oben bei Sumers Point in der Giffstadt eingezogen werden, ein paar Minuten früher zum Westhafen zu schaffen. Während er im stillen zum hundertsten Male die Kosten, die Arbeitsstunden errechnet, beide Ziffern gegeneinanderhält, tauchen farbige Lichter vor ihnen auf... man stolpert über die Gummifabel der Kraftleitungen, der Weg steigt ein wenig: sie sind bei der westlichen Durchbruchstelle des Stockens angelangt.

Die fünfzig Gase der Sprengungen lagern auf dem Boden, in das tiefe Donnern des Broadway oben pfeift hier unten — eine höllische Folge von Kontrastgott und Pistelflöte — das Kreischen der Bohrmaschinen, und neben dem halb ausgeheilten Einstiegsloch der Station ragen die himmelhohen Gerüste der Silobauten in die Nacht hinaus. Elihu Grant läßt sich von den Ingenieuren rapportieren, schüttelt ein paar Schichtweihern die Hand, steigt zur Oberwelt empor.

Hier, wo einmal West- und Bakerstreet waren mit ihren lächerlichen und unpassenden Kleinständerbuden, hier stehen nun seit zwei Monaten schon die Pfahlroste für seine Bauten im Kessel des Westhafens — siehe, schon schäupen dreihundert Fuß hinauf in den Nachthimmel die Eisentrippen der Wände. Ein Meer von Bogenlampen, Batterien von Betonmischern, die jetzt dem ersten Spatenstich unablässig kreischen... tausend Menschen dazu bei Tage und tausend bei Nacht! Die höchsten, die gewaltigsten Siloanlagen der Welt in der kürzesten Frist erbaut... Rekordzahlen auf der ganzen Linie, bis man den Weltrekord übertrumpft haben wird samt seinem Stämperwerk...

Elihu Grant sieht zu den stählernen Strebepfeilern hinauf, die da oben im brandigen Himmel sich verlieren, sieht die Konstrukteure, die dort oben die Verbindungsriemen hämmern, von Balken zu Balken hüpfen über dem Abgrund... Konnte man es ihnen wohl gleich tun, ohne von diesem tödlichen Schwindel überwunden zu werden, aus dem dieser elende, kleine Jude dem großen Elihu Grant den Lob zu prophezeien gewagt hat! Ein neuer Balken wartet oben und mäht sich in den Ketten,

die drei Leute schwingen sich eben auf das fußbreite Eisen — ob man es ihnen wohl noch gleich tun könnte an Unbekümmertheit und Gesundheit?

Und plötzlich ist Elihu Grant bei dem Balken, wechselt ein paar Worte mit dem Mann an der Winde, setzt seinen Fuß auf die Hand des Maschinisten und läßt sich hinaufheben... ganz ruhig scheinbar, und keiner soll es merken, mit welchen Göttern Elihu Grant umgeht in diesem Augenblick! Drei Reporter stürzen sich auf ihn, das Licht eines bei seiner Ankunft bereits alarmierten Filmoperateurs leuchtet auf. Im letzten Augenblick drängt sich Bird heran, bittet dringlichst um Gehör, es gelingt ihm schließlich, seinem Herrn ins Ohr zu flüstern, daß die drei Monteure gänzlich unbekannte Individuen seien, daß er, Bird, keinesfalls die Verantwortung tragen wolle, wenn sie die Gelegenheit...

„Stop your jabber.“ Redensarten kann Elihu Grant nicht brauchen in diesem Augenblick. „Get up“ und „three cheers for Elihu Grant“... langsam hebt sich der Balken.

Die Räder, durch die die Kette läuft, furren, die eisernen Horizontalen des ungeheuren Turmes, unausgefüllt noch von den Betonmassen, versinken. Da sitzen sie rittlings auf der schmalen Eisenschiene, haben keinen andern Halt über der Tiefe als die Kettenhölzchen, sehen das gigantische Kumpel zusammenschrumphen unter sich zu einem wirren Kreislauf von Lichtblitzen und rärrelischen Geräuschen. Die Broadway-schlucht... ein weißglühendes Trinity Church, die in dem Gipfelmeer der Wolkenkratzer jammervoll erfaßt. Wind beginnt zu gehen, wird, als sie die Firnhöhe des Speicherbaues erreicht haben, zum Sturm. Zu schwingen beginnt der Balken unter seinen Stößen, man ist plötzlich in einer riesigen Luftschaukel, und wenn man die Hand nun losläßt von der Kettenhölzchen, man würde in riesigem Bogen hinabgeschleudert werden in diesen hundert Meter tiefen Abgrund... o ja, bis Battery würde man fliegen wie ein Meteor durch die Leere...

Die Vorstellung beginnt ihn nun doch zu würgen, er fühlt, wie seine Haare sich sträuben. Durch den Lärm der Winde schreit ihm einer der Hilfsfahrer von dem andern Ende der Schiene zu, daß er herüberkommen und ihn festbinden werde mit seinem Karabinenhaken; Elihu Grant brüllt, dem Anführer auf der Stirn, dem Manne zurück, daß er ein Diot sei und sich in die Höhe begeben solle.

(Fortsetzung folgt.)

Der Hammer

Jugendchrift des Christlichen Metallarbeiterverbandes Deutschlands

Nummer 9

Duisburg, den 6. Juni 1931

12. Jahrgang

Jugend und Heimat

Dem sinnigen Menschen werden, wenn er in der Ferne an seine Heimat denkt oder von ihr die Rede ist, die Augen hell. Unmittelbar erinnert ihn der Gedanke an die Heimat an seine Kindheit, an Vater und Mutter, Bruder und Schwester, an Haus und Hof. Die Erinnerung umfängt vielleicht einen schlichten Hügel auf dem Friedhofe, der einen lieben Angehörigen birgt. Sie umschließt das Gotteshaus, die Schule, Nachbarn, Freunde und Verwandte. Schließlich wird sie zum Bilde des Heimatortes mit seinen Einrichtungen, Berühmtheiten und Baulichkeiten von historischem Wert.

Heimatgedanken sind lieb und traut. Sie erinnern an glücklich verlebte Tage und Jahre der Kindheit und Jugend. Mit wenigen Ausnahmen gibt es wohl niemanden, der nicht mit frohen Augen ins Jugendland schaut. Auch der Dichter Rückert spricht:

Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit
klingt ein Lied mir immerdar,
o, wie liegt so weit, o, wie liegt so weit,
was mein, was mein einst war!
Was die Schwalbe sang, was die Schwalbe sang,
die den Herbst und Frühling bringt,
ob das Dorf entlang, ob das Dorf entlang
das jezt noch klingt!

Die Worte „Jugendzeit“ und „Dorf“ lassen auf das Erleben der Kindheit und Jugend des Dichters im Dorfe schließen. Dann bedeutet und ist für ihn das Dorf die Heimat.

Einem großen Teile der Arbeiterjugend ist die Großstadt Geburtsort und die Stätte des Wachens und Werdens geworden. Wie kann sie ihnen Heimat werden?

Wenn die Großstadt der Arbeiterfamilie Heimat werden soll, muß der heimatliche Wurzelboden vorhanden sein. Die Liebe zu einem Fleckchen Erde, zu einer schönen Wohnung, die Vertrautheit mit Menschen und Dingen sowie menschen- und christenwürdige Arbeitsgelegenheit können diesen Boden schaffen. An eintönigen, schwarzen Straßenzügen und an den Mietskasernen ist nichts Heimeliches, Erhebendes, etwas, das zur Seele spricht und Wurzel schlagen läßt. Ist es nicht bezeichnend, daß in einer Großstadt ein Kind seinen Vater fragte, als es von fern in eine zwischen Fabriken eingekerkelte Wohnstraße schaute: „Vater, ist da die Hölle?“ Man sollte es nicht für möglich halten, daß solche Steinwüsten so düster auf ein kindliches Gemüt einwirken. Industriewohnviertel sollten die Gemeinden mit Anlagen und Grünflächen an geeigneten Plätzen zu verschönern suchen. Die Städte haben außerdem die Pflicht, nicht alle möglichen Verwaltungspaläste, Krematorien, Riesentorhallen für viele Millionen Reichsmark Kosten, sondern zuerst gesunde und billige Wohnungen für die lebendigen Menschen zu errichten. Was nützt einer Großstadt der Ruhm, das größte Stadion von Europa zu haben, wenn sie gleichzeitig die elendesten Wohnungsverhältnisse des Kontinents besitzt. Viel hat schon die Selbsthilfe auf dem Gebiete des Wohnungsbaues getan. Aber auch der Staat hat die Aufgabe, mehr noch, und zwar auch mit Hauszinssteuermitteln, an der Beseitigung der Wohnungsnot zu wirken. Er hat das größte Interesse daran, daß ein körperlich und geistig gesundes und sittlich starkes Geschlecht in menschenwürdigen Wohnungen heranwachsen kann. Menschen, aufgewachsen in fünf-

und sechsstöckigen Mietskasernen, in Kellerwohnungen und Hinterhäusern, werden leicht wurzellos und verfallen eher als andere dem Radikalismus. Sie empfinden schwerlich Heimat- und Vaterlandsliebe und können zu einer Gefahr für den Staat werden, anstatt ihn zu erhalten. Will der Staat nicht, daß ein gewaltiges Maß unserer Volkskraft verlorengelht, sondern der Glaube an die Zukunft des deutschen Volkes gefestigt wird, so muß er sozial sein und weiter den Flach- und Kleinhausbau fördern sowie beitragen, die Großstädte aufzulockern, kurzum helfen, die Bevölkerung würdig unterzubringen.

Was können wir selbst tun, um stärker noch mit unserer Heimatgemeinde vertraut zu werden?

Wir müssen ihr Werden und ihre Geschichte kennenzulernen versuchen. Es gibt Orte, die zur Zeit der Hanse mächtiger waren als heute und umgekehrt. Wie viele wissen z. B., daß im 14. Jahr-



Pfingstmorgen

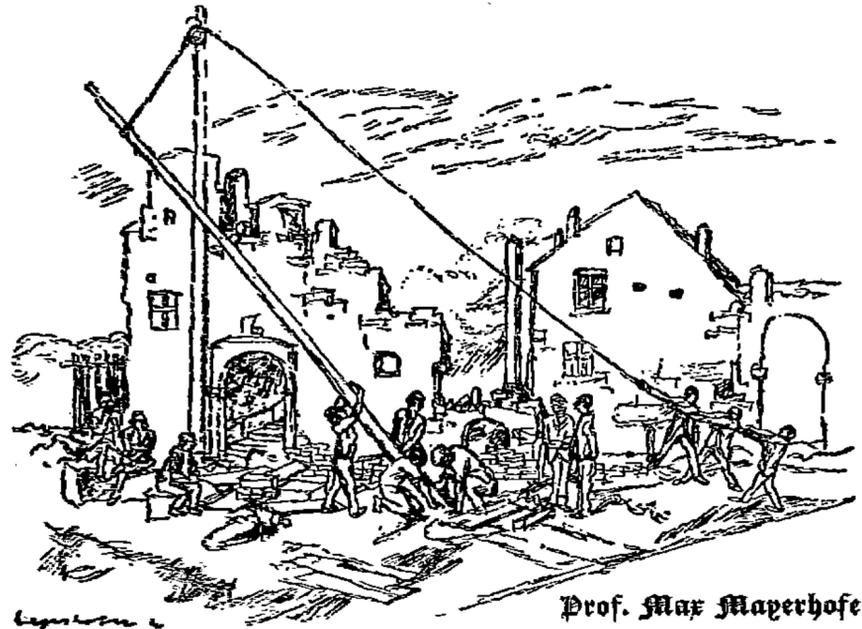
hundert der englische König Eduard III. dem Dortmunder Kaufmann Klepping 22 100 Pfund Sterling oder mehr als 6 Millionen Mark schuldig war. Trotzdem er nicht die Summe erstatten konnte, suchte er neues Geld zu leihen. Von den Dortmundern bekam er es nur, als er ihnen alle Einnahmen aus den Wollzöllen des ganzen Königreichs zufließen ließ. Zu guter Letzt mußte ihnen der König auch noch seine große goldene Krone und seine Edelsteine verpfänden.

Die Beschäftigung mit der Entwicklung des Heimatortes braucht sich nicht nur auf Neueinrichtungen, wie den Hafen, den Stadtwald, die Jugendherberge, das Gas- und Wasserwerk, beziehen, sondern soll sich auf die Zeugen aus alter Zeit erstrecken. Viele Orte haben eine denkwürdige Vergangenheit. Ihr Stolz ist es, Altentümer in Museen zu sammeln und das alte Rathaus, das Gildehaus, Ueberreste der Stadtmauer oder einer Burg der Nachwelt zu erhalten. Ganz besonders aber sind alte Kirchen Gestalt gewordene Geschichte. Sieh dir alles einmal und zweimal und immer wieder gründlich an! Durchwandere die Umgegend kreuz und quer und, wenn es dazu reicht, auch Deutschland, zum Beispiel Rothenburg o. d. Tauber, Bremen, Soest i. W., Kanten und andere Städte, so wirst du verwachsen mit deiner Heimat, deinem Vaterland.

Die Heimatkunde vermittelt Achtung vor dem Gewordenen. Sie weckt ein gutes, von Kitsch frei machendes Empfinden. Heimatmaler halten die Schönheiten der Heimat in Bildern fest; Heimatdichter und -sänger preisen und besingen ihre Vorzüge in inhalt- und formvollendeten Worten und Weisen. Bücher, Bilder und Lieder der Heimat finden den Weg zur Seele und ergreifen sie. Zur Heimatkunde gehört Gemüt, ja es ist mit der Heimat verwoben. Ein reiches und tiefes Gemüt wird immer für die Heimat erglücken. Die Pflege des deutschen Gemüts und seiner Werte fördert die Liebe zur Heimat.

Heute durchziehen in Schafskleidern gehüllte Wölfe, „Zukunftsapostel“ genannt, die Straßen und Betriebe. Sie wollen die Menschheit und vor allen Dingen die christliche Arbeiterjugend „erlösen“. Solche Mietlinge machen unsere Heimat schlecht. Sie wollen uns ihr Paradies jenseits der Grenzen, in dem 2% ein Hundertmillionenvolk knechten, verschaffen. Dafür bedanken wir uns. Wir jagen ihnen: „Wenn ihr schon in einem Lande den Himmel auf Erden habt, dann seid ihr R.G.O. (recht große Ochsen), wenn ihr nicht lieber heute als morgen in dieses von Milch und Honig fließende Reich verduftet. Ihr seid bewundernswerte Säulenheilige, weil ihr allen verlockendsten Angeboten zum Trost im verelendeten Deutschland die faschistische Hungerdiktatur“ erduldet.“

Lerne deine Heimat lieben und gewinne ihr die besten Seiten ab. Ein Recht hast du darauf, in deiner Heimat menschenwürdig



Auch unsere Jugend baut mit am Werk der Zukunft

zu leben und zu wohnen. Was du allein nicht zwingen kannst, wollen wir durch die Kraft unseres christlichen Metallarbeiterverbandes erringen, um die Heimat wohllicher zu gestalten. Auch unsern Kampf und unsere Erfolge, der Arbeiterjugend einen ausreichenden bezahlten Urlaub zu verschaffen, kann nur, aus der Erde der Heimatkunde gesehen, jeder Freund des Heimatgedankens begrüßen. Unsere gewerkschaftliche Selbsthilfe wird die Hilfe des Staates wirksamer machen. In seiner Heimat soll der Arbeiter ein gleichberechtigter und gleichgeachteter Mensch sein und als solcher sich fühlen. Darum geht es nicht an, in Notzeiten der Arbeiterchaft alle Lasten aufzubürden; sie müssen von allen Schichten entsprechend mitgetragen werden. Von der Pflege der Heimatliebe und des deutschen Gemüts, von der Erziehung zu guten Staatsbürgern ist unsere Jugendarbeit im Verbande getragen. Nicht umsonst gehört unser christlicher Metallarbeiterverband der christlich-nationalen Arbeiterbewegung an.

Der gute Sohn der Heimat nimmt an der Not und dem Wohlergehen des Heimatlandes innigen Anteil. Trotz allem, was geschehen, soll uns niemand den Glauben an Deutschlands Zukunft und das Vertrauen auf die deutsche Kraft nehmen können. Einigkeit und Recht und Freiheit in uns und für uns führen aufwärts. Und es soll und es muß und es wird einmal wieder wahr sein, was wir im Deutschlandlied singen: „Blüh' im Glanze dieses Glückes, blühe deutsches Vaterland!“ Pro.

Barbarossas Kreuzzug

Konrad von Bolanden.

XIV.

„Dies kommt daher,“ begütigte Scharjened, „weil am Kaiserhofe zu Konstantinopel geringeres Verständnis für Unstaud herrscht, als im deutschen Reiche unter Pferdbeckten.“

„Rein, — in dieser Glegenheit steht bewußte Beleidigung — zugleich ist sie Ausfluß dunkelsten Hochmut!“ widersprach der Herzog. „Man weiß ja, — je erbärmlicher eine Sippchaft, desto hochmütiger.“

„Dies mag wohl richtig sein,“ entgegnete Ludolf in der Absicht, die Empörung des Freundes zu mäßigen. „Bedenke jedoch, lieber Friedrich, daß die Griechen nichts wissen von den Satzungen deutscher Ritterschaft, die zur Beiseitigkeit verpflichten und hochfahrenden Dünkel als schimpflich bezeichnen. Wer mag sich darüber ärgern, an Dornhecken keine Trauben zu finden?“

„Hör nur weiter!“ fuhr der Herzog fort. „Der Inhalt des Briefes ist noch viel unerschämter, als sein Eingang. Inerst macht Haal Angelus meinem Vater derbe Vorwürfe, weil er den Fürsten Stephan von Serbien jenen empfangen habe, obwohl dieser ein Empörer und Feind des griechischen Reiches sei. Mit diesem Rebellen, behauptet Haal, habe mein Vater einen festen Freundschaftsbund geschlossen wider das griechische Kaiserthum.“

„Diese Behauptung charakterisiert deren Erzähler,“ sagte Scharjened. „Dem deutschen Kaiser gegenüber ist sie eine ebenso niederträchtige, wie lächerliche Verleumdung.“

„Mit Hilfe der Serbier wolle mein Vater den Kaiserthron zu Konstantinopel fürzen, die Griechen unterjochen und für seinen Sohn, den Herzog Friedrich von Schwaben, die Krone des byzantinischen Kaiserthums rauben.“

„Welcher Unfug!“ rief Ludolf.

„Deshalb,“ fuhr der aberwitzige Haal fort, „halte er die Seandoten meines Vaters in Derwahrung. Außerdem müsse er als Bürgschaft für

das Wohlverhalten der Pilger fordern, daß ihm der Herzog von Schwaben und noch sechs geistliche und weltliche Fürsten als Geiseln ausgeliefert werden. Geschehe dies nicht, dann werde er den Zug durch sein Land nicht gestatten und auch keinen Markt für Lebensmittel.“

„Gut, — dann fahren wir mit dem Schwerte in der Faust durch das Land der Griechen und nehmen unbezahlte Lebensmittel, wo wir sie finden!“ jagte Scharjened.

„Zum Schluß verlangt Haal Angelus mindestens die Hälfte aller Eroberungen, welche die Kreuzfahrer im Lande der Türken machen. — Nun, was sagst du hierzu? Ist dies alles nicht hübsch?“ rief ergrimmt der Herzog.

Scharjened blickte in die flammenden Augen seines Freundes, drückte den eigenen Zorn nieder und bemühte sich, den Gegenstand kühl zu behandeln.

„Ich finde den ganzen Brief sinnlos, abgeschmackt und lächerlich,“ entgegnete er kalt. „Jedenfalls verdient solches Geschreibsel nicht deine Gemütsbewegung, — über Unwürdiges und Törichtes ärgert sich kein Mann, lieber Friedrich! Sämtliche Anklagen, Vorwürfe und Forderungen sind verächtlich, keiner Beachtung wert. Soffentlich ist dies auch die Auffassung der Fürsten.“

„Doch nicht! Die Fürsten sind höchst erzürnt ob solcher Schmähungen und Anmaßungen. Manche von ihnen zeigten nicht geringe Lust, das zu tun, was Haal fälschlich uns vorwirft, — nämlich der schandvollen Herrschaft der Griechen ein Ende zu machen.“

„Und der Kaiser?“

„Bewahre wie gewöhnlich seine ernste Ruhe, obwohl es in ihm gürte und kochte. Auf den ganzen Inhalt des Schreibens erwiderte er keine Silbe. Mit den einfachen Worten: — „Mit dem Kaiser der Griechen sind alle Unterhandlungen solange abgebrochen, bis meine nach Konstantinopel gesandten Boten zurückkehren“, — entließ er den Gesandten.“

„Sehr gut! Großmütig und würdevoll!“ rühmte Scharjened. „Ein Mann, dessen Waffentruhm alle Nationen bewundern, der höchste Herr auf Erden, der Kaiser des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, konnte dem griechischen Zwerte nicht anders erwidern.“

Was wir hassen!

Was wir hassen, ist die feile Lüge,
die sich heute bläht so frech und breit,
einer noch, wenn sie der Wahrheit Lüge
zu gewisser Täuschung sich entleiht.

Was wir hassen, ist die feige Schwäche,
die sich jedem Sauche beugt wie Rohr,
das erzitternd schwankt am Rand der Bäche,
guter Gott, bewahre uns davor!

Was wir hassen, ist das Laue, Falbe,
weil es ganze Mannestat nicht kennt,
seht vor Gott, seht vor dem goldenen Kalbe
sich verbeugend mit der Menge rennt.

Was wir hassen, ist das ewig Schlechte,
dem wir furchtlos kündigen den Krieg,
Und zum Schwur erheben wir die Rechte:
Tod in diesem Kampfe oder Sieg!

Franz Eichert.

(Aus „Wetterleuchten“, Ravensburg, Alber.)

Kulturschande Fremdenlegion

Im „Echo vom Niederrhein“ in Duisburg schreibt ein deutscher Fremdenlegionär:

„Im Jahre 1927 kam ich, der ich keine Eltern und keine nahen Verwandten mehr habe, auf meiner Wanderschaft nach Trier. In der Herberge auf der Weverbach lernte ich einen alten Legionär kennen, der mir das Leben in Afrika in glühenden Farben schilderte. Ich war damals 22 Jahre alt. Am anderen Tage war ich schon in der damals noch besetzten Maximilian-Kaserne unterjocht, tauglich befunden und nach Perl in Marsch gesetzt. Der Werber, der mich der Legion zuführte, erhielt in Metz den üblichen Werbepreis, der auch heute noch in jedem Falle bezahlt wird, nämlich 1500 französische Franken (250 RM). Nachdem ich in Metz einen Kontrakt, dessen französische Fassung ich nicht verstand, unterschrieben hatte, erhielt ich Sandgeld, die Legionärsuniform, und schon wenige Tage später befand ich mich auf dem Wege nach Marseille. Ungefähr 50% der Fremdenlegionäre sind Deutsche. Anstrengender Dienst, schlechte Verpflegung, Fieber und Geschlechtskrankheiten bilden das Martyrium der Legionäre. Ich bin glücklich, wieder Heimat Erde unter den Füßen zu haben. Mag kommen, was will, niemals wieder in die Hölle von Algerien, schloß der abgemagerte, kranke Mensch im Aachener Dialekt seinen Bericht bei seiner Vernehmung.“

Die Fremdenlegion entstand in Frankreich im Jahre 1831. Sie besteht aus Soldaten, die Frankreich aus verschiedenen Ländern, hauptsächlich aus Deutschland, Oesterreich, England, Italien, Polen usw., angeworben hat. Die Zahl der Franzosen in der Fremdenlegion ist gering. Kein Wunder; denn Frankreich hat gar kein Interesse daran, seine eigenen Söhne zu ruinieren. Dafür sind Ausländer und besonders Deutsche gerade gut genug. Bedauerlich ist, daß immer noch so viele Deutsche in die Netze französischer Werber fallen, die gewiß nichts unversucht lassen, möglichst vielen zu „helfen“, in die Fremdenlegion einzutreten. Wer in einem

Monat zehn Mann dazu bringt, hat zehnmal 250 RM gleich 2500 RM „verdient“. Für diese Summe kann man schon etwas riskieren, auch wenn man im Auslande als Werber erkannt und für seine überaus große „Menschenfreundlichkeit“ eingelocht wird. Aber nach § 179 des Verfallener Diktates ist Frankreich berechtigt, in Deutschland Soldaten zu „erwerben“. Dieses „Recht“ wurde besonders während der Zeit der Rhein- und Ruhrbesetzung weiblich ausgenutzt.

Der Fremdenlegionär muß sich für fünf Jahre verpflichten, in den Kolonien zu dienen. An Löhnung erhält er pro Tag ganze 4 Pf., also 12 bis 14 RM im Jahr, in fünf Jahren 60 bis 70 RM. Allen möglichen Schikanen und Strafen ausgesetzt, kann die Dienstzeit um Monate und Jahre verlängert werden. Wer Glück hat, kommt an Leib und Seele ruiniert zurück.

Ein bei seiner Entlassung als Schreiber auf dem Regimentsbüro beschäftigter Legionär stellt fest, was aus seinen vor fünf Jahren mit ihm gleichzeitig eingetretenen Kameraden geworden war. Von den 58 Mann waren:

1. Vor dem Feinde gefallen	8 Mann
2. An Fieber, Scharlach, Typhus und anderen Krankheiten gestorben	21 "
3. An Delirium eingegangen	4 "
4. Durch Kriegsgerichtsurteil standrechtlich erschossen	5 "
5. Desertiert	2 "
6. Von einem Kameraden erschossen	1 "
7. Zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurteilt	1 "
8. Als unheilbar irrsinnig im Irrenhause	1 "
Summe:	43 Mann
Rest:	15 "

Von dem Rest von 15 Mann waren:

1. Bei einem Desertionsversuch zum Krüppel geschossen	1 Mann
2. Halb erblindet	1 "
3. Unheilbar krank	1 "

Von 58 Mann waren also erhalten geblieben 12 Mann, von denen jedoch kaum einer mehr seine Gesundheit besaß.

Abenteuerlust und Hang zum „Soldatenspielen“ haben schon viele Menschenleben vernichtet. Darum hütet euch vor der Fremdenlegion, sei sie französisch, spanisch oder holländisch usw.! Es ist immer noch besser, in Deutschland arbeitslos, als in der Fremdenlegion zu sein! P.



Es rauscht durch deutsche
Wälder,
es raunt durch Rohr
und Ried . . .

Der Herzog lachte.

„Deine stolze Ruhe wirkt abkühlend,“ sprach er. „Wahrhaftig, — seht schäme ich mich fast meiner Erbitterung über den faden Briefschreiber! Kobolde und Zwerge sind zwar boshafte Gesellen, doch ärgern soll sich kein Mann über die Kniffe dieses Ungeziefers.“

Scharfeneck freute sich, die Wetterwolken von der Stirne des Freundes verschweicht zu haben.

„Noch eine Kunde muß ich dir melden!“ fuhr der Herzog fort. „Mit Leotophorus kam auch ein deutscher Pilgrim, der aus dem Morgenlande zurückkehrte. Er überbrachte dem Kaiser einen Brief der unglücklichen Königin Sibylla von Jerusalem. Sie schreibt meinem Vater, Jsaak Angelus habe mit Saladin ein Bündnis geschlossen zur Vernichtung des Kreuzheeres, — somit bestätigt die Königin, was wir längst wissen. Sodann berichtet sie eine Handlungsweise, welche den gemeinen, frevelhaften und meuchelmörderischen Charakter des Kohrenkönigs Saladin offenbart,“ fuhr er im Tone der Verachtung fort. „Die Königin meldet, Saladin habe dem Jsaak Angelus sechshundert Scheffel vergiftetes Mehl übersandt, um die Pilger insgesamt zu töten. Dieses Gift, unter das Mehl gemischt, sei von so furchtbarer Wirkung, daß ein Mann, der auf Saladins Befehl eine Büchse solchen Mehls öffnete, um es zu untersuchen, durch den bloßen Geruch desselben getötet worden sei. Glehentlich bittet Sibylla meine Vater, doch ja auf der Hut zu sein. Schließlich meldet sie, Kaiser Jsaak habe alle Kornausfuhr aus seinem Reiche nach jenen morgenländischen Plätzen, die noch im Besitze der Christen sind, strengstens verboten.“

„Heiliger Gott, welche Abgründe von Bosheit und teuflischer Tücke!“ sprach Ludolf empört. „Die Griechen zwingen uns förmlich, sie als Feinde zu behandeln.“

„Dennoch verbietet mein Vater die Feindseligkeit, — er will den Wortlaut des Vertrages von Nürnberg genau erfüllen, — als ob dies möglich wäre,“ versetzte der Herzog. „Die treulosen Griechen verweigern uns alle Nahrungsmittel, — von der Luft aber können wir nicht leben.“

Soll das ganze Pilgerheer nicht elend umkommen, dann müssen wir mit Gewalt nehmen, was man uns gegen Bezahlung versagt. Außerdem wird es nicht lange anstehen, bis uns die Griechen mit Waffengewalt den Vormarsch wehren. Dann müssen wir entweder umkehren oder mit dem Schwerte uns Bahn brechen. Sohin ist es ganz und gar unmöglich, Friedensliebe und Schonung für die Griechen walten zu lassen.“

Zwei Tage später ging die Voraussicht des Herzogs in Erfüllung. Ausgeschickte Spähreiter meldeten den Anmarsch eines zahlreichen feindlichen Heeres. Die Wallbrüder hielten gerade Mittagmahl, als bei der Vorhut diese Kunde einlief, aber nicht Schrecken verbreitete, sondern allgemeine Freude erweckte. Abgesehen von Kampfeslust und Tatendrang der Ritter, litten die Pilger große Not und mußten wieder hungern. Nun hofften sie, durch einen Sieg aus ihrer drückenden Lage herauszukommen, indem sie die Vorräte des feindlichen Heeres erbeuteten.

Herzog Friedrich schickte einen Eilboten an seinen Vater, und ließ zugleich das erste Zeichen zum Ausbruch geben. Als die Trompeten bliesen, war die Nachricht vom Anrücken des Feindes unter den Scharen der Vorhut schon bekannt. Die Ritter genossen die letzten Reste ihrer derben Kost, um sich für den bevorstehenden Kampf zu stärken, wobei sie ihre Vorräte mit jenen brüderlich teilten, die weniger besaßen.

Die allgemeine frohe Stimmung hatte sich auch jenem Kreise lagernder Edelleute mitgeteilt, dem Ludolf von Scharfeneck und Eppo von Grävenstein angehörten. Neben Ludolf saß auf einem Feldstein Ritter Hugo von Worms, Scharfenecks Landsmann und Eppos Gegenjah. Während letzterer selten sprach und seinen trüben Ernst bewahrte, war der heitere Rheinfranke Hugo stets guter Dinge, scherzte gerne und liebte Gesang. Sein Reitknecht hatte den letzten Weintrug herbeigebracht, dessen duftender Inhalt im Kreise die Runde machte.

Die Trompeten gaben das Zeichen zum Ausbruch. Sofort lösten sich die zahlreichen Gruppen der rastenden Edelleute. Alle begaben sich nach den Orten, wo Knappen und Knechte die Schlachtrosse zum Auffahren bereit hielten. (Fortsetzung folgt.)

Aus Beruf und Leben

Der „Badische Bauernmann“ berechnet, daß die Vernichtung eines einzigen Vogelnestes 225 000 Stück Obst in Verlust bringt.

Koll nennt man ein besonders in Weichgebieten und Mooren vorkommendes Wasserloch, auch tiefe Stellen im Süßbett.

In unserem Weltteil gibt es nicht weniger als 125 verschiedene Sprachen, die vollständig selbständig sind. Deutsch wird von 81 Millionen Menschen gesprochen, Russisch von 70 Millionen, Englisch von 47 Millionen, Italienisch von 41 Millionen und Französisch von 30 Millionen.

SOS. Die Bedeutung des Notsignals der Schiffe „SOS“ als „Save our Souls“ (Rette unsere Seelen) ist später hinzugefügt worden. „SOS“ wurde von der Internationalen Radiotelegraphenkonferenz in London im Jahre 1912 nur gewählt, weil diese Zeichen im Morse-Code so leicht zu geben waren (... --- ...), daß auch der unerfahrenste Radiotelegraphist sie geben kann. Vor diesem Beschluß war das Notsignal „CQD“.

Stahlfedern gab es schon im alten Pompeji, aber sie waren sehr teuer. Im Jahre 1822 wurde die Stahlfeder nach dem Verfahren von John Mitchell in Birmingham zuerst maschinell hergestellt. Von nun an konnte man ein Gros Federn zu dem gleichen Preise kaufen, den man vorher für eine einzige Feder zahlte.

In den arktischen Regionen ist die Luft ein so vorzüglicher Sprachleiter, daß sich zwei Menschen auf eine Entfernung von mehreren Kilometern gut durch die Sprache verständigen können.

Die erste Seife soll nach dem Bericht des römischen Schriftstellers Plinius eine Erfindung der Gallier sein, während andere Schriftsteller sie als germanische Erfindung bezeichnen. Ihre wichtigsten Bestandteile waren Seigentalg und Buchenast. Später verstärkte man die Seifenlauge mit Kalk und nahm an Stelle des Talgs Öl.

Amalgam ist eine Quecksilberlegierung mit den meisten übrigen Metallen.

Um eine Kilowattstunde elektrischen Stromes zu erzeugen, benötigte man 1902 noch 2,9 Kilogramm Kohle, heute aber nur noch 0,8 und unter besonders günstigen Verhältnissen 0,4 Kilogramm Kohle.

Die erste Orgel wurde um 180 v. Chr. von dem Mathematiker Ktesibios, der in Alexandria wohnte, erfunden. Sie war eine Windorgel, obwohl sie zur Regulierung des Winddruckes sich des Wassers bediente. Sie war in Griechenland und über das ganze Römerreich verbreitet. Um die Mitte des 4. Jahrhunderts scheint diese Orgel durch Windorgeln, die mit Blasebalg arbeiten, verdrängt worden zu sein.

Weinende Bäume. In Peru gibt es eine Art Bäume, die soviel Wasser durch die Wurzeln aufsaugen, daß es in der feuchtheißen Luft gar nicht mehr zum Verdunsten kommt. Das Wasser läuft vielmehr in großen Tropfen an den Blättern herunter und träufelt auf den Boden. Dann sieht es aus, als ob der Baum Tränen vergieße, weshalb man diese Bäume „Regenbäume“ oder „weinende Bäume“ nennt.

Ein „knurrender“ Fisch. Ein ganz merkwürdiger Kauz ist der Knurrhahn, der in der Nord- und Ostsee heimisch ist. Dieser Knurrhahn ist ein Fisch, hätte also nach einer bekannten Redensart „stumm wie ein Fisch“ zu sein. Unserem Knurrhahn gefällt es aber gar nicht, stumm zu sein, und er drückt seinen Ärger über dieses traurige, den Fischen auferlegte Schicksal durch ein deutlich vernehmbares Knurren aus, das ihm auch seinen Namen gegeben hat.

Die ersten Maße wurden vom menschlichen Körper abgeleitet. Die Länge des Armes oder die nach beiden Seiten ausgestreckten Arme oder die Entfernung vom Ellenbogen bis zum Handgelenk oder die Länge und Breite der Finger wurden als Maße benutzt. Bei diesen sehr primitiven „Hand- oder Armspannen“ konnte natürlich von genauen Messen keine Rede sein. Das erste feste Maß hatten wohl die alten Ägypter mit ihrer Königselle, die etwa 525, und mit ihrer gewöhnlichen Elle, die etwa 450 Millimeter lang war. Das Metermaß stammt aus Frankreich. Es wurde 1799 eingeführt. Fast alle Staaten übernahmen es, Deutschland 1872. Ein Meter ist gleich dem 40millionsten Teil des Erdumfanges vom Nordpol über den Südpol gemessen.

Da die größte Meerestiefe im Stillen Ozean, die vom Kreuzer Emden auf dem Wege von Celebes nach Nagasaki gemessen wurde, 10 430 Meter beträgt, so würde in dieser Tiefe ein Druck von 1043 Kilogramm auf dem Quadratcentimeter lagern. Ein hölzernes Schiff, das an dieser Stelle untergeht, würde den Meeresboden nicht erreichen, da bereits vorher der Wasserdruck die völlige Zerstörung des Holzes herbeiführt und dieses selbst, da es leichter als Wasser ist, in einzelnen Splintern an die Oberfläche zurückkehrt. Nur die Eisenteller würden dem Meeresboden Kunde von dem Untergange bringen.

Die Spurweite der Eisenbahn beträgt 1435 Millimeter. Die Entstehung dieses Maßes ist auf folgendes Vorkommnis zurückzuführen: Dem englischen Parlament war der Abstand zwischen den Innenseiten der Postkutschenträder auf 1372 Millimeter festgelegt worden. Als dann 1825 George Stephenson seine erste Lokomotive baute, schrieb ihm die englische Regierung die gleiche Spurweite vor. Da aber bei derselben die Dampfzylinder noch zwischen den Rädern lagen, fand Stephenson die bewilligte Spurweite etwas zu gering. Erst nach langen vergeblichen Bemühungen gestattete ihm das englische Parlament eine Spurweite von 1435 Millimeter, welche heute zum normalen Räderabstand für die Gleise der meisten Länder der Erde geworden ist. Eine Ausnahme machen Rußland mit 1524, Spanien und Portugal, Brasilien und Chile mit 1740, Griechenland und Algerien mit 1000 Millimeter Räderabstand.

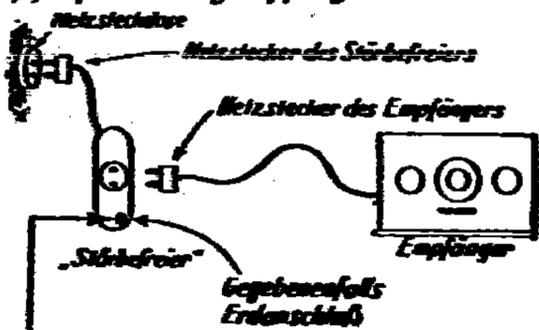
Gegen elektrische Einflüsse in der Atmosphäre sind die Fische hochgradig empfindlich. So kündigt der sonst so träge Schlammbeißer durch lebhafteste Unruhe, häufiges Emporstelzen an die Oberfläche und ängstliches Luftschnappen schon 24 Stunden vorher mit fast untrüglicher Sicherheit Gewitterbildungen an.

Neuere Forschungen haben ergeben, daß zehn bis 12 Prozent der Menschen Linkshänder sind.

Radiotechnik

Größere Trennschärfe bei Receptoren.

Da bei Receptoren auch die Rehzuleitung als Antenne wirkt, läßt sich eine größere Trennschärfe durch Verdröpfung der Rehzuleitung erreichen. Diese geschieht durch Zwischenschaltung von im Handel erhältlichen „Störbrechern“, welche den weiteren Vorteil bieten, daß die im Starkstromnetz auftretenden Störungen vom Empfänger ferngehalten werden. (Siehe Bild 1).



Wenn man ohne „Erde“ besser hört.

Wenn man ohne Erde besseren Empfang hat, stimmt etwas nicht, das ist die logische Schlussfolgerung, und zwar ist der Fehler in der Erdleitung selbst zu suchen. Entweder ist sie zu lang, oder die Verbindung mit der wirklichen Erde ist schlecht, oder aber die Antenne hat mit der Erdleitung irgendwelche Kontakt. Nehmen wir den letzten Fall zuerst vor. Als Antenne kann die Zentralheizung, als „Erde“ die Wasserleitung benutzt worden sein, und der elektrische Kreis ist geschlossen. Bei der Zentralheizungsanlage gute Empfangsverhältnisse, wurde aber der Empfang mit der Wasserleitungserde schlechter, so ist mit Bestimmtheit auf größere Lautstärke wie bei Empfang ohne jegliche „Erde“ zu rechnen, wenn statt dieser ein „Gegengewicht“ Verwendung findet. Im Gegengewicht wird eine längere, längs der Oberleitungsgelege Leitung Dienste tun. Soll aber die erdberührte „Erde“ beibehalten werden, so mag das „Gegengewicht“ Isolationsringe tun. Oder aber man versucht es mit einer „Rehzuleitung“.

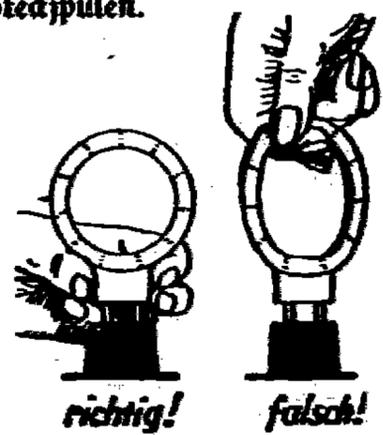
Der Siegeslauf des Radio.

Während Deutschland am 1. Januar 1928 rund 2 Millionen Rundfunkhörer zählte, waren es am 1. Januar 1931 rund 7,5 Millionen. Das sind 1,5 Millionen oder 75 Prozent mehr. Die Zunahme seit 1928 beträgt also pro Jahr etwa eine halbe Million. Die Zunahme des Jahres 1930 übertrifft trotz der Wirtschaftskrise mit 14 Prozent des Bestandes die Zunahme von 13 Prozent im Jahre 1929. Als Gründe für diesen Aufschwung werden vom Institut für Konjunkturforschung (Nr. 43) Ausbau des Sendernetzes, Verbesserung der Empfangsapparate und Preisensenkung für Funkgeräte, die im letzten Jahre um 25 bis 30 Prozent heruntergingen, genannt.

Wir sind bereits recht bescheiden geworden und freuen uns, daß es wenigstens eine Einrichtung gibt, der es gut geht.

Vorsicht beim Auswechseln von Steckspulen.

Bei älteren oder selbstgebastelten Empfängern ist das Auswechseln von Spulen bei Aenderung des Spulenwellenbereiches erforderlich. Dabei dürfen diese stets nur am Sockel angefaßt und herausgenommen werden, da sie sonst leicht zusammengedrückt oder deformiert werden, woraus sich eine Aenderung der Abstimmung ergeben kann (siehe Bild 2). Außerdem wird die Lebensdauer der Spulen durch eine falsche Behandlung herabgesetzt, die Steckanschlüsse werden gelöst oder die manchmal dünnen Drähte zertrüben.



Wandern und Schauen



Hinaus in die Ferne . . .

Erwandert die Heimat

Wenn sich die Leute einmal an all dem Fahren und Reiten und Gleiten und Fliegen sattgetummelt haben, dann werden sie wieder anfangen, zu Fuß zu gehen. Man setzt ein Bein vor das andere, einmal das rechte, dann das linke, und immer so fort, bis man an Ort und Stelle ist — das ist das einfachste, verlässlichste und vornehmste Weiterkommen und auch das angenehmste. Aber noch weit mehr; es ist das gesündeste, das ergötlichste und das lehrreichste. Ich habe meiner Lebzeit viele Reisen gemacht, und die schönsten Erinnerungen habe ich von den Fußwanderungen her. Alle Landschaften und andere Dinge, an denen ich vorübergefahren bin, sind fast vergessen, nur die Gegenden und Menschen, zu denen mich die Füße geführt, habe ich noch als Eigentum in meinem Kopf.

Peter Rosegger.

Die werktätige Jugend muß wandern

Wieder rückt der Sommer mit seiner Schönheit und mit seinem Glanze heran. Welcher junge Mensch hätte da wohl nicht den Wunsch, auch einmal hinauswandern zu können in die freie, frische Gottesnatur, um all die Mühen des Alltags, all die Sorgen des Lebens abzustreifen und sich im gesunden Born der Natur zu erholen? Wohl kaum einer von denen, die Tag für Tag eingesperrt sind in die werktätige Arbeit, deren junge Körper leiden unter den Folgen der Betriebsarbeit, deren Lungen täglich die verderbliche Luft des Betriebes einatmen. Gerade für diese jungen Menschen ist das Wandern so überaus wichtig und notwendig. Koch so wenige erkennen jedoch den Wert des Wanderns. Sie haben noch nicht gelernt, am Sonntag ihren Rucksack zu schnüren und das Häusermeer der Großstadt zu verlassen. Sie können sich noch nicht dazu aufschwingen, einmal über die Grenzpfähle ihres Heimatortes hinaus zu wandern. Sie hängen und kleben noch zu sehr am Alten.

Das darf nicht sein. Unsere erwerbstätige Jugend muß mehr als bisher das Wandern pflegen. Gewiß ist schon manch einer ein eifriger Wanderer. Aber diese müssen auch die anderen noch säumigen Jugendlichen mitreißen. Auch bei diesen muß die Freude am Wandern, an der Natur geweckt werden. Rührt gemeinsam das Wochenende und die jährlichen Betriebsferien aus! Dafür sind sie da, daß besonders ihr als junge Menschen diese Tage auch wirklich zur Erholung, zur Kräftigung eures durch die Betriebsarbeit geschwächten Körpers benutzt.

Gewiß stehen dem Jugendwandern manche Schwierigkeiten im Wege. Hier sei nur die Geldfrage erwähnt. Besonders in der heutigen Zeit der Erwerbslosigkeit und Kurzarbeit ist es für viele jungen Menschen schwer, auch nur geringe Mittel aufzubringen. Und doch ist das Wandern trotz der beschränkten Mittel möglich. Die einfache Wochenendwanderung kann ohne viele und große Kosten unternommen werden. Nur heißt es vorher, auf manches verzichten. Wer wandern will, wird auch Vergnügen und sonstige Genüsse entbehren können, um sich eine kleine Summe zu ersparen.

Es gibt auch noch andere Wege. Führt innerhalb eurer Jugendgruppe eine Reiskasse ein! Jede Woche wird etwas eingezahlt; das ergibt in einigen Monaten schon eine hübsche Summe. Nur Verzicht auf irgendeine überflüssige Gewohnheit ist notwendig.

Noch auf ein weiteres sei hingewiesen: Wenn ihr Rehrtagsfahrten unternimmt, so gibt es eine passende Gelegenheit, billig und gut zu übernachten. Ihr werdet doch alle die Jugendherbergen kennen. Ihr Zweck ist, der wandernden deutschen Jugend Aufenthalt und Obdach zu geben. In allen Landesteilen sind Jugendherbergen errichtet. Für einen jungen Menschen ist es ein Erlebnis und selbst noch in späteren Tagen eine frohe Erinnerung, wenn er im Kreise seiner Altersgenossen einmal in einer solchen Jugendherberge übernachtet. Hier fernab vom Getriebe des Alltags habt ihr Gelegenheit, die Größe und Schönheiten der Natur kennen zu lernen. Da werdet ihr erkennen, daß es doch Schöneres gibt, als am

freien Sonntag oder in der Ferienzeit in der Stube oder gar im Wirtshaus zu hocken. Lernt die Natur kennen und schöpft aus ihr neue Kraft zur Überwindung der Alltagschwierigkeiten. Einen Sonntag in der Natur verlebt, wiegt viele andere auf. Darum, werktätige Jugend, in der Freizeit hinaus in die Natur, mit Sang und Klang! Das gibt dem jungen Körper neue Kraft und frisches Leben.

Vom Übernachten

Bei den heutigen Jugendwanderern sind in der Hauptsache drei Übernachtungsmöglichkeiten mehr oder weniger im Schwang: die Jugendherberge, die Scheune und das Zelt. Zu Beginn dieser Jugendvölkerwanderung (etwa um 1910) war man auf die Gastmütigkeit und die Gastfreundschaft der Bauern angewiesen, man legte sich in der Scheune ins Heu oder in Stroh. Heute gibt es in Deutschland über 2000 Jugendherbergshäuser, die, wohlverstanden mit Betten, Decken und Strohsäcken (böse Zungen sprechen manchmal von Jugendherbergshotels), dem jugendlichen Wanderer ihre gastlichen Pforten öffnen. Hier kann er sich ausruhen, in sauberer Küche sein Mahl bereiten, dem Körper die nötige Reinigung (Bad, Brause) zukommen lassen und am nächsten Morgen neu gestärkt weiter wandern. Sein Geldbeutel weist nur eine Lücke von 30 bis 50 Pfennigen auf. Das Übernachten in wohlverwalteter Jugendherberge ist dem Übernachten in der oft zugigen Scheune vorzuziehen. Doch muß ein rechter Wanderer auch schon des öfteren im Stroh geschlafen haben, bleibt ihm doch oft genug keine andere Möglichkeit, denn trotz der großen Zahl von Jugendherbergen ist das Geld immer noch nicht eng genug, es gibt noch große Lücken. — Bei einem großen Teil der deutschen Jugendbünde ist seit etwa zwei bis drei Jahren das „Zelten“ als Übernachtungsmöglichkeit stark in den Vordergrund getreten.

Kurz vor Einbruch der Dämmerung wird am Waldrand, auf einer Wiese, am See, das Zelt aufgeschlagen. Laub zur Unterlage gesammelt, die Wachen verteilt und bald nach dem Abendbrot liegt alles im Zelt, man unterhält sich noch etwas, bis dann der Führer „Gute Nacht“ geblüet. Auch das Zelten will gelernt sein. Da gilt es, die Windrichtung beim Knöpfen der Bahnen zu beachten, die Leinen richtig zu spannen, die Pföcke im Boden befestigen, gegebenenfalls das Zelt außen mit Erde zu bedecken und mit einem Graben zu versehen, leicht kann sonst das Zeltinnere ein Sumpf abgeben. Selbstverständlich ist es, daß vorher der Boden auf Feuchtigkeit untersucht wird. Bei Beachtung dieser Vorichtsmaßregeln kann auch ängstlichen Gemütern versichert werden, daß durch jedes Lagern auf dem Boden noch lange nicht Rheumatismus entsteht. Sehr viel Anhänger hat heute das Zeltlager unter den Jugendbünden. Unter Zeltlager ist das wochenlange Wohnen im Walde in Zelten gemeint. Die immer weiter schreitende Technik hat die Menschen von der Natur weit entfernt. Das Zeltlager bringt sie wieder mit ihr in ursächlichen Zusammenhang. Jeder deutsche gesunde Junge sollte neben der Fahrt auch einmal das Zeltlager recht kennen gelernt haben. — Etwas Grundtägliches des Übernachtens muß noch erwähnt werden. Ganz gleich, ob man im Zelt, im Stroh oder in der Jugendherberge schläft, man muß sich ausziehen. Es wäre falsch, wollte man Hose, Strümpfe, Taghemd usw. anbehalten, erstens ist es außerordentlich ungesund und zweitens hat der Körper nicht die Möglichkeit, sich auszuruhen. Hat man am Tage noch tüchtig geschwitzt, so ist es schier eine Unmöglichkeit, in diesem Hemd zu schlafen. Darum vor dem Schlafengehen, mindestens den Oberkörper und die Füße waschen, ein Nachhemd an und dann in den Schlafsack. Zur Not tut es auch ein Leintuch. Nun deckt man sich mit der Decke zu. Solche, die frieren und zu Hause Mutters Federbett gewöhnt sind, können in der Jugendherberge noch eine zweite Decke bekommen, im Stroh mögen sie eine Schicht Stroh auf sich legen.

Eine Selbstverständlichkeit ist es, daß der Führer bei seinen Geführten schlafen muß, nicht etwa in einem besonderen Zimmer.



„Erbsen mit Speck“ im Zeltlager



O Täler weit, o Höhen

Wissenswertes für den Wanderer, insbesondere den Führer

Geht man auf Fahrt, so möchte man natürlich zuerst wissen, wo darf man wandern? Darf ich Wald oder Feld betreten? — Verboten ist das Betreten des Waldes nicht. Wird man jedoch von einem Forstberechtigten (Besitzer, Förster oder Polizeibeamten) aufgefordert, den Wald zu verlassen, so hat man unverzüglich Folge zu leisten. Strafbar macht man sich, wenn man Sägen, Beile und Äxte beim Betreten des Waldes mit sich führt. Eingestrichelte Waldstücke zu betreten, ist strafbar und wird als Hausfriedensbruch geahndet. Das Aufschlagen von Zelten im Walde ist nirgends in den Gesetzen erwähnt. Um in allen Fällen sicher zu gehen, trachte man danach, zu den Forstleuten in ein gutes Verhältnis zu kommen. — Betritt man Wiesen und Felder, so muß man den entstandenen Schaden ersetzen, und man macht sich strafbar. Die vielverbreitete Ansicht, daß man vom 1. Oktober bis 1. April Felder betreten dürfe, ist nirgends zu belegen. Selbstverständlich sind auch die Früchte am Wege, das Obst, Privateigentum. Auch das herumliegende Holz im Walde darf nur mit Erlaubnis des Besitzers oder des Bevollmächtigten gesammelt werden. (Legeholscheine.) Auch hier ist es angebracht, sich mit den Forstleuten gut zu stellen. Wann und wo darf ich Feuer anzünden?

Mit Geldstrafe bis 150 RM oder mit Haft bis zu 14 Tagen wird bestraft, wer

1. mit unverwahrtem Feuer oder Licht den Wald oder Moor- oder Heideflächen betritt oder sich demselben in gefährlicher Weise nähert,
2. in der Zeit vom 1. März bis 31. Oktober im Walde oder auf Moor- oder Heideflächen ohne Erlaubnis des Grundeigentümers oder dessen Vertreters raucht,
3. im Walde, auf Moor- oder Heideflächen brennende oder glimmende Gegenstände fallen läßt, fortwirft oder unvorsichtig handhabt,
4. im Walde oder auf Moor- oder Heideflächen oder in gefährlicher Nähe im Freien ohne Erlaubnis des Grundeigentümers oder seines Vertreters Feuer anzündet, oder das angezündete Feuer gehörig zu beaufsichtigen oder auszulöschen unterläßt.

Des weiteren sind dem Führer besonders ans Herz gelegt: Schutz dem Wild, besonders dem jungen, Schutz den Vögeln, Schutz den Pflanzen. — Er muß weiter wissen, daß Baden an verbotenen Stellen oder mit schlechtem Benutzen großer Unfug ist und unter örtlicher Polizeistrafe steht. Das Fischen oder Kneipen wird mit Geldstrafe bis zu 150 RM oder Haft bestraft, auch wenn noch nichts gefangen ist. Das Jagdrecht steht dem Grundeigentümer zu. Unberechtigte Jagdausübung (auch die Aneignung von Fallwild) ist strafbar (Geldstrafe bis 300 RM oder Gefängnis).

Auch für die Fahrt auf der Eisenbahn gibt es verschiedene Bestimmungen, die der Führer kennen muß. Jegliches Singen auf dem Bahnhof und auf dem Bahnsteig ist verboten. Fahnen und Wimpel müssen eingetrocknet sein. Der Hordenkopf muß einen nicht berührten Ueberzug haben.

Was hat der Führer an Ausweisen mitzunehmen?

1. Staatlichen Führerausweis zur Erlangung von Fahrpreismäßigung.
2. Die Bescheinigung, daß der Verein staatlich anerkannter Jugendpflegerverein ist.
3. Einige gestempelte Antragsscheine für Ermäßigung des Fahrpreises.
4. Jugendherbergs-Führerausweis.
5. Personalausweis. Bei Auslandsfahrten tritt noch ein Auslandspaß hinzu.

Serner ist zu empfehlen, daß sich die Jugendgruppe der staatlichen Versicherung anschließt. Die Versicherung haftet für sämtliche Unfälle auf der Wanderung.

Es wäre noch manches Wort über Verhalten der Gruppe auf der Fahrt zu sagen. Doch das möchte ich nicht. Geht hinaus, benehmt euch, als wenn ihr zu Hause bei Mutter am Sonntag im guten Sommer wäret. Ihr und eure Rucksäcke werden dann froh und zufrieden sein. Seil!

Gefahren des Wanderns

Eine Mahnung an die Arbeitslosen.

Schwere Enttäuschungen erwarten den, der schutz- und planlos in die Fremde geht, denn er kommt ungewollt und unvermeidlich unter die Tausende von Handwerksburschen und Landstreichern, welche durch die Arbeitslosigkeit und die allgemeine Not auf die Landstraße getrieben wurden und zu einem großen Teile außerhalb der bürgerlichen Lebensgemeinschaft stehen. Vor den Arbeits- und Wohlfahrtsämtern, in den Herbergen und Obdachlosenheimen kommt er mit ihnen in Berührung. Das unregelmäßige und an Entbehrungen reiche Leben bringt ihn bald so weit herunter, daß er sich weder in der Kleidung noch im Aussehen erheblich mehr von ihnen unterscheidet.

Er wird beim Vorsprechen um Arbeit nicht mehr ernst genommen und mit den üblichen Geldgeschenken abgefertigt. Sein fortgesetztes Bemühen um Arbeit wird vergeblich bleiben, und immer häufiger muß er öffentliche oder private Unterstützungsstellen in Anspruch nehmen. Damit steht er aber bereits mit den gewerbmäßigen Wanderern auf einer Stufe. Nur in längeren Zeitabständen wird er hin und wieder Gelegenheitsarbeit erhalten. Er wird mittellos, und aus dieser Mittellosigkeit erwächst die Gefahr, daß er in der Not zum Bettel greift. Not macht aber den Bettel nicht straflos. Eine weitere Folge ist die Unterkommenslosigkeit, welche in Umherirren und an Orten Zuflucht nehmen läßt, wo er mit der Polizei und vielleicht auch mit dem Strafrichter in Berührung kommt. Das Nächtigen in Eisenbahnwagen, Bahnhöfen, Feldstadeln usw. bringt aber nicht bloß Bestrafung, sondern zeitigt auch Krankheiten, denen besonders leicht derjenige erliegen wird, der in geordneten Verhältnissen aufgewachsen ist. Die Strafliste erhält Einträge, die später bei Bewerbungen um Anstellung bei der Post, Reichsbahn, Schutzpolizei usw. schwere Nachteile bringen.

Den körperlichen Gefahren kann ein gesunder junger Mann noch leicht widerstehen, und auch der Bestrafung kann er aus dem Wege gehen, obwohl in manchen Gegenden Deutschlands das Vorsprechen bei den Meistern als Bettel verfolgt wird. Ob er den sittlichen Gefahren gewachsen ist, hängt nur davon ab, in welchem Maße die religiöse und sittliche Erziehung auf ihn Einfluß nehmen konnte. Im Anfange steht schon eine auffallende religiöse Gleichgültigkeit, die sich mit längerer Dauer der Wanderschaft in Verflachung und Religionslosigkeit wandelt.

Überall dort, wo sich Wanderer aufhalten, sind zahlreich jene tiefstehenden und minderwertigen Menschen zu finden, die aus der Unsitlichkeit ein Gewerbe machen. Den vielgestaltigen und eindringlichen Lockungen wird der Wanderer nicht immer wirksam genug widerstehen können. Selbst der Wandergenosse kann zum unablässigen und unheimlichen Verführer werden. Der unterernährte Körper wird den ständigen Ausschweifungen nicht standhalten können, und neben erheblichen gesundheitlichen Schäden muß er noch mit dem Auftreten von Geschlechtskrankheiten rechnen, deren ordnungsgemäße Behandlung und Ausheilung gerade in der Fremde besonders schwierig, oft gerade unmöglich wird.

Wer im Auslande sein Heil suchen möchte, muß doppelt vorsichtig sein. Für unsere westlichen Nachbarländer ist die Gefahr der Verschleppung in die Fremdenlegion erheblich. Im Auslande sind die deutschen Konsular- und Gesandtschaftsbehörden die einzig wirksame Hilfsquelle, aber meistens erst nach tagelangem Fußwandern zu erreichen. Viele sind es, und zwar in der Hauptsache Sacharbeiter, die mit großen Hoffnungen ins Ausland gehen und mit schweren Enttäuschungen und immer auf Kosten der Fürsorge wieder in die Heimat zurückkehren.

Dieser kurze Auszug aus den Gefahren der Landstraße soll nicht dazu dienen, gegen das Wandern Stellung zu nehmen oder davon abzuraten. Er soll eine Mahnung sein zur Vorsicht und zum aufmerksamen Beobachten aller Vorgänge. Kluges Handeln und rechtzeitiges Umkehren bewahren vor schlimmeren Folgen. Wer körperlich gesund und sittlich sowie religiös gesesigt ist, kann auch heute noch die Wanderschaft zu einer Lebensschule benützen, besonders wenn er unter dem Schutze seiner Organisation seine Wanderung beginnen, fortsetzen und beenden kann.

Franz Eisinger, Polizeihauptwachmeister, Regensburg.



Wohlauf in Gottes schöne Welt

Unsere Jugend am Werk

Serne. Generalversammlung. Sie fand im Januar statt und war gut besucht. Kollege Dippel berichtete im Jahresrückblick von gutem Fortschritt. Die Vorstandswahl hatte folgendes Ergebnis: 1. Vorsitzender: Anton Becker, 2. Vorsitzender: Hans Schuh, 1. Schriftführer: Josef Schmidt, 2. Schriftführer: Felix Ulla, Beisitzer: Wilhelm Alstede und Johann Grofied. J. Schmidt.

Ludwigshafen. Generalversammlung. Der vom Kollegen Saffelwanger erstattete Jahresbericht vermerkt 12 Mitgliederversammlungen, 1 Jugend- und Elternabend, 1 Schweißerkursus, 1 Besichtigung (Sulzer), 2 Wanderungen und 2 Silmabende. In den Jugendvorstand wurden gewählt: 1. Jugendleiter: Heinrich Saffelwanger, 2. Jugendleiter: Kurt Rillig, 1. Schriftführer: Fritz Dörner, 2. Schriftführer: Josef Rihert, Beisitzer: Rund und Selig. Lehreter wurde auch Wimpelträger. H.

Rheinhausen. Generalversammlung. Das Jahr 1930 brachte gute Fortschritte. Versammlungsbesuch war gut. Bei der Vorstandswahl wurde als 1. Vorsitzender gewählt Kollege Hockel und als Schriftführer Kollege Struczinski. Der neu gewählte Vorstand, bestehend aus 12 Kollegen, hat sich zur Aufgabe gestellt, im kommenden Jahr mehr als bisher alles zu tun, um unsere Jugendabteilung vorwärts zu bringen.

Olpe. Jahresbericht 1930. Trotz der Krise zeigte unsere junge Gruppe eine recht gute Entwicklung. Besonders das innere Leben war recht gut. 22 Jugendversammlungen fanden statt. Der Besuch betrug 70% der Kollegen. Als Referenten sind zu nennen die Kollegen Gerhards, Wehner, Selbhaus, Schmidt, Stawicki, Hennemann, Kämpfer, Siepe und Gummersbach. Außerdem fanden eine Reihe von gutbesuchten Ausspracheabenden statt. Ein hervorragendes Ereignis war unsere Wimpelweihe auf Schloss Bilstein, die durch den Kollegen Pelster (Dulaburg) erfolgte, und eine Jugendführertagung. Auch an den Tagungen der Ortsverwaltung, so beim Sauerländischen Metallarbeitertag in Bestwig und an der Hagener Bezirkskonferenz nahmen Vertreter teil. Ebenso wurde der Wanderlust Rechnung getragen. Einige Abendwanderungen, eine Rhein- und eine Ahrtour wurden veranstaltet. Die Werbearbeit wurde eifrig gepflegt. Bei der Oktoberwerbung 1930 machten wir 23 Aufnahmen. Dieser gute Geist soll uns auch im laufenden Jahre befeelen. O. Gummersbach.

Dortmund-Sombruch. Jugend- und Elternabend. (11. Januar.) Kollege Dreier konnte ein vollbesetztes Haus, darunter auch die Vertreter des Jungmänner-Vereins, begrüßen. Kollege Schiewerling zeigte in seiner Festrede den großen Erfolg der gewerkschaftlichen Arbeit. Aus dunkler Tiefe zur Höhe sei die Arbeiterschaft geschritten. Diesen Erfolg noch auszubauen, sei Aufgabe der Jugend. Kollege Bitter stellte den Geist der Alten als leuchtendes Vorbild für die Jugend hin. Musikalische und humoristische Darbietungen und Lieder gaben dem Abend ein wirksames und abwechslungsreiches Gepräge. Auch der praktische Erfolg soll nicht ausbleiben. L. Hirse.

Oesede. Der Jugend- und Elternabend (1. Februar) zeigte glänzenden Besuch, u. a. Herrn Pfarrer Depen und Herrn Kaplan Wübben. Kollege Schöer (Duisburg) wies Jugend und Eltern in eindringlicher Weise auf die Bedeutsamkeit der christlichen Gewerkschaften hin. Außer musikalischen Darbietungen der Mandolinenteilung unter der rührigen Leitung des Kollegen Hermann Feuer wurde noch das Theaterstück „Erwachendes Volk“, ein Spiel aus dem Arbeiterleben in 5 Aufzügen, gegeben.

Ensheim (Saar). Generalversammlung. (3. Februar.) Eingangs sprach Kollege Conrad über „Christliche Gewerkschaftsjugend und politische Strömungen. Uebertriebener Radikalismus führe nicht zur Höhe, sondern zur Tiefe. Dann folgte die Vorstandswahl mit folgendem Ergebnis: 1. Jugendführer Rudolf Conrad, 2. Gustav Zimmermann, Kassierer Jos. Hertel, Schriftführer Stephan Walle, Beisitzer Andreas Metz, Joh. Sailer und Alois Schweizer. Der Jahresbericht verzeichnet 10 Versammlungen, 3 Theaterabende und die Bildung einer Musikabteilung. 38 Neuaufnahmen wurden gemacht. 1931 soll es weiter aufwärts gehen. W. St.

Ingolstadt. Unsere Versammlung am 7. Februar war gut besucht. In ihrem Mittelpunkt stand ein Vortrag des Kollegen Berneder, der den großen Wert unserer christlichen Weltanschauung für den sozialen Aufstieg der Arbeiterschaft im Gegensatz zur sozialistischen und kapitalistischen Anschauung scharf herausstellte. Sein Appell zu eifriger Arbeit fand lebhaftes Echo, wie die nachfolgende rege Aussprache bewies. B.

Lüdenscheid. Jugend- und Elternabend. (7. Februar.) Auch hier guter Besuch. Kollegin Schulte trug wirksam einen Prolog vor; die Mädchengruppe erfreute durch schöne Volkstänze; die Jugendgruppe spielte recht gut ein Theaterstück. Kollege Selbhaus (Hagen) sprach über Ziele unserer Bewegung und appellierte zu eifriger Arbeit. A. Solbach.

Siegburg. Generalversammlung (8. Februar). Der Jahresbericht zeigte eine erfreuliche Entwicklung. Kollege Henseler konnte der Jugend für ihre Arbeit den Dank der Ortsverwaltung abstraten. Dann erfolgte die Vorstandswahl. An Stelle des Kollegen Ballensiefen, der sein Amt als Jugendführer niederlegte, wurde der Kollege Peter Gerlach (Siegburg) und als sein Stellvertreter der Kollege Johann Büscher (St. Wilhelms-Hütte) gewählt. Dann nahm man organisatorisch eine Gliederung der Gesamtjugendgruppe in zwei Untergruppen, und zwar eine für Siegburg und eine für Troisdorf vor. H. Staudt.

Saarbrücken. Generalversammlung (8. Februar). Kollege Franzen gab den Jahresbericht. Die Versammlungstätigkeit war lebhaft. An 5 Stellen fanden 8-10wöchige Unterrichtskurse, außerdem 2 Theater-

abende statt. 60 Prozent aller Ausnahmen seien von der Jugend gemacht. Die Kollegen Thelen (Dudweiler) und Kreis (Morchweiler) sprachen über Kommunismus und Faschismus und zeigten deren Schwächen, Widersprüche und Gefahren. Steinacker formulierte ein kräftiges Bekenntnis zum Christentum. Es wurden dann die Kollegen Oswald Kreis, Morchweiler, Alois Deith, Friedrichthal, und Josef Schach, Saarbrücken, in den Ortsverwaltungsvorstand gewählt. Die ganze Veranstaltung war von Konzertstücken und gemeinschaftlichen Liedern umrahmt. F.

Lippstadt. Generalversammlung (8. Februar). Nach der Vorstandswahl wurde beschlossen, jeden 2. Sonntag im Monat, vormittags 10 Uhr, im Kolpingshaus eine Versammlung abzuhalten. Es sind besonders fachliche Vorträge sowie Besichtigungen und Wanderungen geplant. F. Br.

Gotha. Generalversammlung (14. Februar). Kollege Unruh sprach über Steuererstattung. Dann wurde der Vorstand gewählt: 1. Jugendführer Herbert Kehr; 2. Jugendführer: Willi Unruh; 1. Schriftführer: Hugo Zentgraf; 2. Schriftführer: Ernst Hartung. Kollege Meßforbortz zur eifrigen Arbeit bei der Betriebsratwahl auf. H. Zentgraf.

Leipzig. Arbeitslosen-Kursus vom 9-14. Februar. Kollege Krumboldorf behandelte Zweck und Inhalt des Betriebsratgesetzes. Herr Kaplan Derksen zeigte an Hand praktischer Beispiele die nutzbringende Verwertung der Freizeit für Gewerkschaftsbewegung und Allgemeinheit. Jugendsekretär Karl Schleich sprach über Jugendfragen des Wohlfahrtsgesetzes. In den Arbeitsvertrag führte Geschäftsführer Lürsen ein und Herr Oberlehrer Mai zeigte durch bildliche und physikalische Hilfsmittel die Gefahren des Alkohols. Bezirksleiter Kowal behandelte Aufbau und Zweck der Gewerkschaftsbewegung. Es wurden besichtigt das stadtgeschichtliche Museum und das Untergrund-Elektrizitätswerk, und einer Sitzung am Arbeitsgericht beigewohnt. Der Kursus fand verdienten Anklang. A. Kaiser.

Reheim. Generalversammlung (26. Februar). Neben 8 Mitgliederversammlungen fanden eine Reihe von Vorstandssitzungen, ein größerer Jugendkursus, eine Jugendtagung und eine Anzahl von Wanderungen statt. Die Mitgliederzahl konnte gesteigert werden. Kollege Vedder dankte allen Kollegen für ihre Arbeit und bat sie um fernere Mitarbeit. Die Kollegen Papeheim und Lenze gaben Singerzeige für letztere. Der Vorstand wurde einstimmig wiedergewählt. Glorius.

Nettmann. Experimentavortrag (2. März). Kollege Prodhil (Duisburg) behandelte das Thema: „Von Morje bis Marconi.“ Der interessante Vortrag gab auch praktische Winke für unsere Jugendarbeit. Sie wird sich in Taten zeigen. Bieber.

Oßersleben (8. März). Kollege Brand sprach über: Durch Willenskraft zur Persönlichkeit. An sich selbst arbeiten sei notwendig. Den Wert dieser Arbeit kennzeichnet das Leben unserer Kollegen Stegerwald und Franz Wieber. Der Vortrag gab starke Anregungen. Auch die Verbandsarbeit soll stärkstens betrieben werden. E. Kurzbach.

St. Ingbert. Generalversammlung (8. März). Die Versammlung fand in Laubkirchen statt. Nach dem Prolog: „Jungmann, erwach“, sprach Kollege Rodenhaupt über: „Die Arbeit im Betrieb“. Die Aussprache war recht lebhaft. Die Vorstandswahl brachte folgendes Bild: Alois Scheuer als Bezirksjugendvorsitzender August Georg Kirfel als Vorsitzender und als Schriftführer Ludwig Hemmerling. Nunmehr wurde der offizielle Teil geschlossen und bei Gesang und Musik noch eine frohe Stunde verlebte. Mögen nun den Worten die Tat folgen. P. M.

Wasseralfingen. Generalversammlung (8. März). Den Jahresbericht erstattete Kollege Högg. Danach wurden abgehalten 20 Versammlungen, 2 Ausflugsfahrten, 1 Jugendtreffen auf dem Kleinen Ruchberg und 15 Wanderungen. Die Mitgliederzahl stieg. Die Vorstandswahl ergab folgendes Resultat: 1. Jugendleiter: Fritz Högg; 2.: Josef Schum; 1. Vorsitzender: Georg Funk; 2.: Odmar Oed; 1. Schriftführer: Georg Metz; Ergänzungsmitglieder: Koch, Ziegler, Stenkenreiter, Funk. Kollege Schäfer hat auch im kommenden Jahr um treue Mitarbeit. Ein weiteres Lied bildete den Abschluß der harmonisch verlaufenen Versammlung. J. Schur.

Hannover. Generalversammlung (16. März). Bei der Vorstandswahl wurden die Kollegen Rothe und Sübentahl als Jugendleiter gewählt. Dann hielt Kollege Gerlach einen Vortrag über den „Grundgedanken der Gewerkschaft“, in dem er den Weg über die Rot der „unteren Schichten“ und die durch die gewerkschaftliche Selbsthilfe erzielten Fortschritte schilderte. In der Aussprache kam der Wille zum Ausdruck, durch treue gewerkschaftliche Arbeit den weiteren Aufstieg unseres Verbandes zu sichern. A. Schmid.

Schwäbisch-Gmünd. Generalversammlung (27. März). Nach Ehrung des verstorbenen Kollegen Urban folgte der Jahresbericht. Bei den Wahlen wurde Kollege Reußmann einstimmig wieder zum Vorsitzenden gewählt. Jugendleiter wurde Kollege Beck; Schriftführer: Kollege Erhard. In den Ausschuss wurden gewählt: Maria Haag, Fr. Müller, Ernst Donau, Knödler und Blattner. Hierauf gab Kollege Heibel einen Bericht über: Werbearbeit, Sättenbau und Orchestergruppe. Th. R.

Koblenz. Bezirksjugendtag der christlichen Gewerkschaften (29. März). Kollege Wiegert konnte nach gemeinsamen Gottesdiensten im Kolpingshaus fast 200 junge Kollegen und viele Gäste begrüßen. Kollege Höcher (Duisburg) behandelte das Thema: „Arbeiterjugend in Beruf, Wirtschaft, Staat und Organisation.“ Abends fand eine überfüllte Kunde-

Wir sind die deutsche Jugend

von Gustav Ritter-Grabow



Singweise:
O Deutschland
noch in Ehren

Wir sind die deutsche Jugend,
Die fröhlich wanderns zieht
Durch alle deutschen Gauen
Mit offenem Gemüt.
Wir singen uns're Lieder,
Den Stecken in der Hand,
Und preisen Seine Schönheit,
Du deutsches Vaterland!

Kehrreim siehe unten

Wir wandern durch die Wälder
In ihrem frischen Grün,
Man sieht uns frohen Mutes
Am Uferesstrande ziehn,
Wir essen, was wir haben,
Und sind von Herzen froh,
Wenn wir in einer Hütte
Nacht lagern auf dem Stroh!

Kehrreim siehe unten

Wir klettern auf die Berge
Und atmen Höhenluft,
Wir juchzen, wo ein Echo
Aus steilen Wänden ruft,
Wir staunen trunk'nen Blickes
Den oben auf die Welt,
Die unten tief in Weiten,
Die Dörfer, Städte zählt!

Kehrreim siehe unten

So zieht die deutsche Jugend
In Scharen durch das Land,
Hinaus aus Mauern-Enge,
Wo Wand sich strängt an Wand,
Das Herz so voll von Sonne,
Nicht sorgend sich um Geld,
So wandert deutsche Jugend
Froh durch die weite Welt!

Kehrreim siehe unten



Kehrreim:
Vaterland, Heimatland
Wie bist du doch so schön,
Vaterland, Heimatland
Mit Bergen, Wäldern, See'n,
Es ist ja uns're Seligkeit,
Dich zu durchwandern weit und breit
Du deutsches Vaterland,
Du teures Heimatland!



Der deutschen Jugend gewidmet von
Verfasser

Briefkasten

Ernst Gr. in Rhein. Die Rücken fielen die Treppe hinunter, als sie von dem Inhalt Deines Schreibens Kenntnis bekamen. Mein lieber Ernst, Du solltest doch wissen, daß jedes Ding zwei Seiten hat. So ist z. B. zwischen der Diebel- und der Frontseite eines Hauses meist ein großer Unterschied. Aber wenn Du erst einmal die photographische Aufnahme von der Rückseite eines Hauses mit der von der Vorderseite vergleichen würdest, ich wette, Du würdest sagen, das ist nicht dasselbe Haus. — Nürnberger Jugendgruppe im Baprischen Wald, Lüdenscheider Jungens in Attendorn, Engelskirchener Jugendgruppe im Oberbergischen Land, Mettmanner Jugendgruppe auf dem Osterspaziergang. Wenn auch durch Umstände verspätet, so sende ich Euch doch allen herzlichste Grüße und danke Euch für die hübschen Karten. — Jugendkollege Frih. Dein Gruß erfreute mich sehr. Du wirst es mit Gottes Hilfe schon schaffen. — Kollege v. S. in Düsseldorf-Unterrath. Habe Dank für den lieben Gruß von Königswinter. — Josef V. in München. Dein Gruß aus dem Deutschen Museum weckte in mir alte, aber liebe Erinnerungen. Ich hoffe, daß Du reich beladen mit Wissen und Kenntnissen nach Hause gegangen bist. — Otto Kn. in Solingen. Ich hoffe, daß ich Dich nachträglich noch erfreuen konnte. „Wer nicht kommt zur rechten Zeit, der muß sich begnügen mit dem, was übrig bleibt.“ Im Herbst sei auf der Hut und melde Dich dann rechtzeitig. Handschlag! — Heinrich B. in Düppenweiler. Herzlichst danke ich Dir. Dein Wunsch soll mir Befehl sein. Ich habe Dich schon vornotiert. — E. P.; W. R.; W. Sch. und Josef W. aus Lüdenscheid. Hoffentlich hat es Euch in der schön gelegenen Jugendherberge in Iserlohn gut gefallen. „Schon färbt der Rain sich bunter, schon will ein lauer Früh vom Kirschaum und Holunder den Blütenjöhnee verweh'n. O Mai, du machst mich munter, auf neue Fahrt zu geh'n!“ — Josef M. in Amern. Hab' herzlichsten Dank für Deine schöne Sendung, mit der ich einem anderen Kollegen eine Freude machen konnte. — Franz Schm. in Köln. Auch Dir danke ich herzlichst für Deine Sendung, die postwendend an einen anderen Kollegen ging. Es gibt verschiedene gute und brauchbare Briefmarken-Albums. Du kannst Dir doch in Köln in Briefmarkengeschäften oder in einem Warenhause ein für Dich passendes Album auswählen.

Herzlichen Gruß
Meister Hämmerlein, Duisburg, Stapeltor 17.

Schriftleitung für den Hammer: M. Föcher.

Bekanntmachung

Sonntag, den 7. Juni 1931, ist der 24. Wochenbeitrag fällig.

Adressenänderung:

Das Büro der Geschäftsstelle Frankfurt a. M. befindet sich ab 1. Juni in der Guttenbergstraße 8-12. Telefon Nr. 34236.

Inhaltsverzeichnis

Der Deutsche Metallarbeiter. Hauptteil:

Die joyale Belastung durch die Landwirtschaftshilfe (G. W.), S. 353. Brotpreise, Zollfrage und Industriebevölkerung (Dr. Breuer, Köln), S. 354. Landwirtschaft, Zollfrage und Arbeiter (Vertrauensmann St. Darelmann, Lohne i. O.), S. 355. Neuartige Volksgemeinschaft in Sarabiana (A.), S. 356. Was wird aus der Invalidenversicherung? (C. L.), S. 358.

Branchenbewegung:

Schweißer und Brenner aus allen Betriebszweigen der Ortsverwaltung Saarbrücken, S. 360. Aus dem Leben eines Elektro-Monteurs (S. Reufels), S. 360.

Unterhaltung:

Siedlung Unitrustown (Red-Kallegzwen), S. 358. Barbarossas Kreuzzug (Konrad von Bolanden), S. 362.

Der Hammer:

Jugend und Heimat (Pro.), S. 361. Gedicht: Was wir hassen! (Franz Eichert), S. 363. Kulturhande Fremdenlegion (P.), S. 363. Aus Beruf und Leben, S. 364. Radiotechnik, S. 364. Wandern und Schauen: Er wandert die Heimat (Peter Rosegger); Die werktätige Jugend muß wandern; Vom Hebernachten, S. 365; Wissenswertes für den Wanderer, insbesondere den Führer; Gefahren des Wanderns (Franz Eifinger, Polizeihauptwachmeister, Regensburg), S. 366. Unsere Jugend am Werk, S. 367. Gedicht: Wir sind die deutsche Jugend (Gustav Ritter-Grabow), S. 368. Briefkasten S. 368.

Bekanntmachung:

Seite 368.

Schriftleitung: Georg Wieber. — Verlag: Franz Wieber, Duisburg, Stapeltor 17. — Druck: Echo-Verlag und -Druckerei, e. G. m. b. H., Duisburg.

gebung im Kolpinghaus statt, bei der auch die Vertreter der Kirchen, der Regierung, der Stadt, des Arbeitsamtes und der Schulen zugegen waren. Auch hier sprach Kollege Föcher. Der Sprechchor von Wiprecht: „Hinauf zum Licht“, ein Prolog: „Wir Jungen“, froher Schargefang: „Schaffende Jugend“ und ein prächtig gespieltes Stück aus dem Bergmannsleben gaben der imposanten Veranstaltung eine besondere Note. Nun müssen die Kollegen am Mittelrhein die schöne Veranstaltung auch auswirken.

Freiburg (Breisgau). Generalversammlung (6. April). Kollege Biggeleben sprach über Notwendigkeit und Ziel des Christlichen Metallarbeiterverbandes. Er konnte Anerkennung über die geleistete Arbeit aussprechen. In Zukunft aber muß noch eifriger gearbeitet werden. Die Vorstandswahl ergab volle Einmütigkeit. R. Knobel.

Laubheim. Kundgebung am Ostermontag. Kollege Petry konnte neben den Heimischen auch eine ganze Anzahl von Jungkolleginnen und -kollegen aus Ludwigshafen begrüßen. Kollege Lange (Kannheim) redete begeistert über Jara, Zielstreben und Entwicklung unserer Jugendabteilung. Kollege Schwarz (Ludwigshafen) forderte zu eifriger Weiterbildung an. Die Veranstaltung wurde durch unsere Jugendlieder, sowie unsere schönen Pfälzer Volkslieder wirksam gegliedert. Sz.

Kürnberey. Unsere Osterfahrt führte uns bei herrlichem Frühling weiter in unsere schöne Ostmark. Mit Sonderzug landeten wir im Kösting und erklimmten die jährebedekten, 990 Meter hohen Kreuzfelsen. Über den Riedelstein gelangten wir nach Ed, wofür ein herrlicher Fernblick möglich ist. Unvergesslich bleibt uns die Steilabhangsfahrt nach Ed. Anders tags ging's durch meterhohen Schnee dem großen Arber zu. Skifahrer stützen in janzender Fahrt abwärts. Der der letzten Strecke genossen wir eine Stärkung. Unser Benjamin fand mit seinem Lee Anerkennung, Ehrenkranz und Doktorwürde — Sprechchor Dr. h. c. Ein herrlicher Rundblick von der Höhe war unser Lohn. Im gleichen Tag ging's nach nach Eisenstein. Es war zwar ein Gewaltmarsch, aber stromender Regen gab uns am folgenden Tag Ruhe. Nur ein kleiner Spaziergang über die Grenze nach Böhmisches-Eisenstein war uns vergönnt. Montag morgen wieder Schnee und Regen. Trotzdem ging's los über den Brenner nach Lam und Sommerau, wo wir Mittagsrast machten. Mit dem Auto mußten wir wieder nach Lam zurück, von wo uns die Heimreise mit dem Dampfzug begann. Unser Dorf war: Etich allem im nächsten Jahre wieder hinaus. H.

Köln-Rail. Opera in Gottesnatur. Das war der Zweck unserer Wanderung. Bis Dillernath führte uns die Eisenbahn. Dann ging's durch Selber und Wälder, Höhen und Täler. Die Jugendherberge Köttingen war unser erstes Ziel. Sie war leider überfüllt. Doch fanden wir noch ein Kostlager. Am 1. Ostermorgen ging's nach dem Gottesdienste und Frühstück ins schöne bergige Land. Über Engelskirchen nach Ränderoth marschierten wir. Dort schliefen wir in einer Karmhülle. Im andern Tag zogen wir auf Höhenwegen durchs Aggerthal zur hohen Warte, deren Gipfel uns herrlichen Rundblick gab. Der der Schule in Looge konnten wir ab. Denn wurde der Heimweg angetreten. Wenn auch hin und wieder Regen uns besog — „was geht die Sonne nicht unter.“ K. Wallher.